Band 862 • 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Leichenmantel

Band 862 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16
Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Der Leichenmantel

John Sinclair Nr. 862

von Jason Dark

erschienen am 10.01.1995

Titelbild von Eggleton

Sinclair Crew

Der Leichenmantel

Kann man den Tod riechen?

Diese Frage hatte ich mir schon öfter gestellt und sie auch beantwortet.

Ja, man kann den Tod riechen. Zumindest erging es mir so, als ich die Eingangstür des Klosters aufdrückte, das von den Namenlosen Nonnen bewohnt wurde.

Mir wehte der Geruch des Todes entgegen…

Ich konnte ihn nicht beschreiben, es war einfach das Fühlen oder das Gefühl, daß hier etwas nicht stimmte und sich innerhalb der letzten Tage etwas verändert hatte.

»Ist was mit dir?« fragte Suko. Er stand dicht hinter mir. Etwas an meiner Haltung mußte ihn gestört haben. Der Inspektor war ebenso wie ich in Trivino geblieben, im Gegensatz zu Abbé Bloch. Der hatte seine Reise zurück nach Alet-les-Bains wieder angetreten, weil er bei seinen Templern gebraucht wurde und der Fall der mörderischen Zwillinge und eines abtrünnigen Engels für ihn vorbei war.

Für Suko und mich weniger. Wir hatten noch einen Rest erledigen wollen. Dazu gehörte eine Untersuchung des Klosters, das von Frauen bewohnt wurde, die sich die Namenlosen Nonnen nannten.

Sie waren Personen, die auf der falschen Seite standen, denn sie hatten sich entschlossen, dem Bösen zu dienen.

Jede von ihnen zählte zu den Ausgestoßenen. Sie waren aus normalen Orden ausgetreten oder einfach hinausgeworfen worden, weil sie sich im Laufe der Zeit für einen anderen Weg entschlossen hatten. In diesem alten Gemäuer hoch in den Schweizer Bergen hatten sie sich zusammengefunden und dem abtrünnigen Engel Josephiel sowie seiner dämonischen Zwillingsbrut Schutz gegeben.

»Ich habe dich was gefragt, John.« Ich erwachte wie aus einem kurzen Schlaf. »Kann sein, ja…«

»Was ist denn mit dir?«

»Das kann ich auch nicht sagen. Etwas stimmt nicht. Zumindest habe ich den Eindruck.«

Das konnte mein Freund Suko nicht nachvollziehen. Er schaute mich etwas überrascht an und meinte: »Die Zwillinge können es nicht sein.«

»Stimmt.«

»Josephiel auch nicht.«

»So ist es.«

»Wer ist es dann?«

Ich hob die Schultern. »Du kennst mein Gefühl, Suko. Hier stimmt etwas nicht. Es ist anders als sonst. Halt mich für einen Spinner oder auch nicht, aber es kommt mir vor, als hätte der Tod diesem Kloster einen Besuch abgestattet.«

»Du spinnst.«

»Ich weiß nicht.«

»Wie kommst du überhaupt darauf?«

In der Stille hatten wir uns flüsternd unterhalten. Es war Nachmittag und auch ein wunderschöner Tag. Die Sonne meinte es gut. Sie bestrahlte eine grandiose, wenn auch einsame Landschaft am Nordrand des Tessins, dicht hinter dem Gotthard-Massiv, wo die Schweiz nicht so ist, wie man sie aus Touristen-Informationen kennt.

Ich wollte meinem Freund zunächst nichts von dem Geruch sagen

und fand eine Ausrede. »Mich wundert es nur, daß niemand da ist. Man hätte uns gehört haben müssen, aber es kam keiner, um uns zu begrüßen. Mir kommt das Kloster leer vor, verlassen, sogar fluchtartig.«

»Das ist klar.«

»Und warum ist das klar.«

»Wir haben gewonnen. Es gibt nichts, was sich für die Nonnen gelohnt hätte, zu beschützen. Josephiel ist nicht mehr, die Zwillinge sind von deinem Kreuz ›verschluckt‹ worden, also haben die Nonnen auch keine Aufgabe mehr.«

Ich dachte über Sukos Worte nach, was ihm zu lange dauerte, denn er forderte eine Antwort. »Was sagst du? Gar nichts? Warum nicht? Liege ich so falsch mit meiner Vermutung?«

»Das nicht, aber ich kann dir auch nicht zustimmen. Ich habe da meine Meinung.«

»Dann sollten wir nicht so lange hier herumstehen, sondern uns das Kloster von innen anschauen.«

»Das hatte ich vor.«

»Scheint mir aber nicht so«, murmelte Suko in seinen nicht vorhandenen Bart.

Wir kannten uns aus. Suko besonders, denn er und der Abbé hatten hier eigentlich ihr Grab finden sollen, doch dem Inspektor war es gelungen, die Nonnen zu überlisten. Sie waren ihnen entwischt und hatten sogar die Mutter der teuflischen Zwillinge, Naomi, in Sicherheit bringen können.

Da ich die breite Tür nicht festgehalten hatte, war sie wieder zugefallen. Ich zog sie auf, und schlagartig erwischte mich wieder dieses Gefühl, den Tod riechen zu können.

Das war verrückt, ich wußte es selbst, aber ich kam nicht dagegen an. Etwas strahlte aus, und es mochte nur die Stille sein, die sich zwischen den Wänden ballte.

Eine Stille, die nicht normal war. Ich hatte den Eindruck, sie schmecken zu können. Sie lauerte, sie wußte mehr, sie lebte, und irgendwie spürte man auch, wenn ein Haus von den Bewohnern verlassen worden ist. Da kommen einige Faktoren zusammen. Auch in diesem Kloster verdichteten sie sich, nur erklären konnte ich sie nicht.

Wir kannten nur einen Teil des Klosters, Suko mehr als ich, denn er hatte sich auch im Keller herumgetrieben, wo die Räume mehr Verliesen glichen und auch Naomi gefangengehalten wurde.

Der Geruch wollte nicht weichen. Ich schnupperte, was nicht geräuschlos ablief und Suko wieder zu einer Frage veranlaßte. »Was hast du denn? Willst du die komischen Nonnen riechen? Meinst du, daß sie etwas hinterlassen haben?«

»Alles ist möglich.«

»Oder unmöglich.«

»Auch das.«

Suko lächelte und schüttelte den Kopf. Er konnte meine Reaktion nicht nachvollziehen, aber ich selbst ärgerte mich ebenfalls darüber, daß ich keinen Beweis für mein Gefühl gefunden hatte.

»Hast du einen Plan, wie wir vorgehen sollen, John? Das Kloster durchsuchen? Wenn ja, wo fangen wir an, und wo hören wir auf?«

»Du kannst die Führung übernehmen, Alter.«

»Warum ich?«

»Weil du dich besser auskennst.«

»Bitte, wie du willst.«

Sollten alle Frauen verschwunden sein, würden wir uns automatisch fragen, wohin sie sich zurückgezogen hatten. Zudem mußten wir davon ausgehen, daß die Anführerin Gitta ihre Getreuen an einem anderen Ort gesammelt hatte, um wieder einen Orden aufzubauen. Sollte das tatsächlich zutreffen, würden wir sicherlich mit ihm in Konflikt geraten. Das alles konnte uns widerfahren, war aber noch Zukunftsmusik, und ich wollte seltsamerweise daran auch nicht so recht glauben, obwohl es auf der Hand lag. Aber da gab es Dinge, die mich störten, wie zum Beispiel der ungewöhnliche Geruch. Suko beobachtete mich mißtrauisch von der Seite her, als ich durch die Halle schritt.

Viel verändert hatte sich nicht. Sie war nach wie vor kahl. Die wenigen Möbelstücke fielen kaum auf, nur an einigen Stellen entlang der Wände hingen nicht mehr die Schwerter und Lanzen, die einmal dort gehangen hatten, wie ich wußte.

Sie waren verschwunden. Die Frauen hatte sie an sich genommen, um Suko, Naomi und den Abbé an ihrer Flucht zu hindern.

Ich blieb stehen, räusperte mich, und Suko drehte sich um. »Hast du was herausgefunden, John?«

Ich hob die Schultern. »Wenn ich mir das alles so anschaue, müssen die Frauen das Kloster fluchtartig verlassen haben, als hätte ihnen der Teufel auf den Schultern gesessen.«

Er nickte. »So kann es gewesen sein. Sie sahen eben keine Perspektive mehr.«

Ich zeigte mich stur. »Und das will ich nicht glauben.«

»Warum denn nicht?«

»Weil es mir zu simpel ist. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß sie so mir nichts dir nichts alles hingeworfen haben. Irgendwo paßt das einfach nicht.«

Suko gab mir nicht recht, das sah ich ihm an. Er hielt sich mit seiner Meinung zurück und fragte:

»Wo also sollen wir anfangen?«

»Was meinst du?«

»Mit der Suche.«
»Du kennst dich aus.«
»Nur einen Teil des Kellers.«
»Dann werden wir dort beginnen.«
Er hob die Schulter. »Wie du willst.«

In der großen, leeren Halle kamen wir uns ein wenig verloren vor. In den oberen Etagen des Klosters waren wir noch nicht gewesen. Es gab eine große Treppe, aber daran ging Suko vorbei. Er öffnete eine Tür, hinter der ein Gang lag. »Der führt nicht zum Keller«, sagte er mir. »Da liegen einige Räume oder Zellen, in denen die…«

Weiter sprach er nicht. Statt dessen blieb er stehen, als wäre er brutal gestoppt worden.

Diesmal fragte ich ihn, ob er etwas hätte.

»Verdammt«, murmelte er nur, trat zur Seite, und gab mir die Sicht in den Gang frei.

Direkt vor uns lag die Tote!

***

Also doch. Ich hatte mich nicht geirrt. Mein Gefühl war schon berechtigt gewesen, als ich mich gefragt hatte, ob der Tod wirklich zu riechen war. Jetzt sah ich ihn. Die Nonne lag verkrümmt auf dem Boden, die Arme angewinkelt und leicht vorgestreckt, dabei die Hände gekrümmt, als wollten sie mit den Fingernägeln den dunklen Stein aufkratzen, der den Flurboden bedeckte.

Sie trug noch immer die schwarze Kutte. Nur hatte sie die Kapuze nicht über den Kopf gestreift. Sie war verrutscht, und wir schauten auf das dünne, bleiche Haar, das strähnenreich ihren Schädel bedeckte.

»Bist du Hellseher gewesen?« fragte Suko mich.

»Nein, bestimmt nicht.« Ich winkte ab. Es hatte keinen Sinn, zu großen Erklärungen anzusetzen.

Außerdem wollte ich herausfinden, wie die Frau ums Leben gekommen war.

Ich holte die Leuchte hervor und ging in die Knie, während ich sie einschaltete.

Der Lichtstrahl traf zuerst ihr Gesicht, in dem die Augen nicht geschlossen waren. Mir begegnete der starre Blick einer Toten.

Dennoch fühlte ich nach, weil ich auf Nummer Sicher gehen wollte. Ja, sie war tot, daran gab es nichts zu rütteln. Aber wie war die Frau ums Leben gekommen?

Mit dem Lichtfinger strich ich den Körper ab, weil ich nach Wunden suchte.

Kein Blut, keine Wunde, keine Würgemale am Hals, keine Verletzung am Kopf, einfach nichts. Die Namenlose Nonne lag auf dem kalten Boden und war einfach nur tot.

Ich holte durch die Nase Luft und schüttelte den Kopf. Es wollte mir einfach nicht in den Sinn, ich suchte nach einer Lösung und leuchtete noch einmal das Gesicht ab, besonders auch die Umgebung des Mundes. Die Lippen waren nicht geschlossen. Durch den Zwischenraum schimmerten die Zähne, aber ich sah noch mehr, denn an den Mundwinkeln hatten sich kleine Bläschen gebildet.

Suko hatte sich ebenfalls hingehockt und sehr genau zugeschaut. »Fällt dir was auf?« fragte er mich.

»Das gleiche wie dir.«

»Was schließt du daraus?«

»Gift.«

»Richtig. Sie ist vergiftet worden.«

»Oder sie hat sich vergiftet.«

Er nickte. »Auch das.« Dann drehte er seinen Kopf nach links und räusperte sich leicht. »John, ich könnte dich ja jetzt etwas fragen, und du kannst dir auch denken, was es sein wird.«

»Die anderen, nicht?«

»Genau. Die ist tot. Was ist mit den übrigen Frauen? Sind sie ebenfalls umgekommen?«

Ich gab ihm keine Antwort und erhob mich. Für einen Moment lehnte ich mich gegen die kahle Wand. Dabei schaute ich über den Körper hinweg nach vorn.

Zu sehen war nichts. Der Strahl meiner Lampe geisterte ins Leere, zeigte die Türen, die zu den einzelnen Zimmern führten.

»Wir sehen dort nach«, sagte Suko und setzte sich bereits in Bewegung. Seine Stimme hatte auch nicht mehr so sicher geklungen wie sonst. Er rechnete auch mit dem Schlimmsten.

Die Atmosphäre war plötzlich bedrückend und eisig geworden. Ich hatte auch eine Antwort gefunden. Ja, man kann den Tod riechen, und ich hatte ihn gerochen.

Vor uns lag eine tote Nonne. Trotzdem waren wir nicht zufrieden. Auch nicht in einem anderen Sinne. Das konnten wir überhaupt nicht sein. Beide kamen wir uns vor wie Bergsteiger, die zunächst einmal ein Massiv überwunden hatten und nun vor dem nächsten standen, das noch höher war als das erste.

»Woran denkst du?« fragte Suko.

»An nichts.«

»Lüg nicht.«

Ich ballte die Hände zu Fäusten. »Laß uns weitersuchen. Es könnte ja sein, daß wir auf einige Überraschungen treffen. Ich kann nicht nachvollziehen, was in dieser Zeit geschehen ist, in der wir nicht hier im Kloster gewesen sind.«

Suko gab mir keine Antwort. Er konnte sie sich denken, ebenso wie ich. Das hinderte uns nicht daran, die Türen aufzudrücken, von denen

glücklicherweise keine verschlossen war. Wir leuchteten in jeden Raum hinein und entdeckten überall die gleiche Einrichtung.

Das Bett, ein schmaler Schrank, ein Regal, ein Stuhl und auch ein schlichter Tisch.

Nur keine Namenlose Nonne. Weder eine tote, noch eine lebende. Die Bewohnerinnen schienen sich in Luft aufgelöst zu haben, das wiederum wollte ich nicht glauben.

Nur in einem Raum erlebten wir eine Überraschung. Dicht nebeneinander standen dort zwei Kinderwiegen, die mit reichlich Stoff bespannt waren.

»Hier also hat man sie hingelegt«, murmelte ich. Ein kleines Oberbett hob ich an.

Die Wiege war leer.

Die zweite ebenso. Sie wurden nicht gebraucht, denn es gab Josephiels Erben nicht mehr. Sie waren ebenso eingegangen wie ihr Vater, der abtrünnige Engel. Sie hatten sich gegen die Macht des Kreuzes stemmen wollen, und das war ihnen nicht gelungen.

Es tat mir gut, wenn ich daran dachte, denn das munterte mich ein wenig auf.

Suko war schon weitergegangen und hatte die anderen Kammern durchsucht. Er kehrte zurück, und sein Körper erschien in der offenen Tür wie ein kantiger Schatten.

»Und?«

»Nichts, John, gar nichts. Ich habe keine einzige Nonne gefunden. Weder lebend noch tot.«

»Das dachte ich mir.«

»Aber es muß weitergehen, verflixt!«

Ich deutete mit dem Daumen nach unten. »Wollten wir nicht in den Keller gehen?«

»Sicher.« Mein Freund drehte sich um. »Warte, ich gehe vor, den Weg kenne ich ja.«

Rätsel über Rätsel. Ich machte mir Vorwürfe, daß wir erst so spät ins Kloster zurückgekehrt waren, aber wir hatten im Dorf noch viel zu tun gehabt. Außerdem war die tote Serafina noch abgeholt wurde, und wir hatten auch mit den Männern der zuständigen Polizeibehörde aus Bellinzona gesprochen.

Die Kollegen hatten sich ebenfalls ratlos gezeigt. Sie waren zudem der Meinung, daß jemand, der hier in der Einsamkeit der Berge lebte, mit der übrigen Welt nichts zu tun haben wollte. Hier waren nie Verbrechen passiert, und daß die tote Serafina zerschmettert worden war, das wollten sie uns auch nicht abnehmen, zumal die Tote in einem zerstörten Haus gelegen hatte.

So waren die Kollegen dann abgezogen und hatten uns nicht weiter beachtet. Sie wußten, wer wir waren, das hatte ihnen ausgereicht.

Zudem hatten sie unten im Tal mehr zu tun. Die Gegend hier oben war für sie regelrechtes Ausland.

Wir waren noch in Trivino geblieben. Wir hatten mit den Bewohnern gesprochen und auch von einigen Unterstützung erhalten, so daß das Eis zwischen ihnen und uns, den Fremden, getaut war.

So war eben einiges dazwischengekommen, und unser Eintreffen hier im Kloster sollte so etwas wie ein Abschiedsbesuch sein. Jetzt aber kam es mir vor, als stünden wir wieder vor einem neuen Anfang.

In der Halle blieb Suko stehen. »Die Treppe zum Keller ist ziemlich steil, aber das brauche ich dir ja nicht zu sagen.«

»Was willst du dann…?«

»Laß mal.« Er wischte über sein Gesicht. »Ich glaube mittlerweile, daß sie nicht die einzige Tote ist.«

»Schauen wir nach.«

Wir froren beide etwas, als wir auf die Kellertreppe zugingen. Der Geruch des Todes hatte sich zumindest meinem Gefühl nach wieder verstärkt. Er lag mir wie ein Klumpen in der Kehle, wie ein Stück Blei, und die Kälte auf meinem Rücken blieb bestehen.

Im Hintergrund der Halle, wo das Tageslicht durch das Fenster fiel, befand sich der Zugang. Wir standen vor der Treppe und hielten beide unsere Lampen fest.

Gemeinsam leuchteten wir in die Tiefe, und zugleich entdeckten wir das Unwahrscheinliche.

»Mein Gott«, sagte ich nur und hörte Suko neben mir leise stöhnen. Auch ihn hatte das Bild geschockt, denn auf der langen Treppe lagen die Körper der toten Namenlosen Nonnen…

Wir waren beide viel gewohnt, dieser Anblick aber ging uns unter die Haut. Das war auch keine Filmszene, da hatte sich niemand hingelegt, um eine Tote zu spielen, diese Frauen lebten tatsächlich nicht mehr. Sie waren den Weg ins Jenseits gegangen und hatten diesen Massenselbstmord in Kauf genommen.

»Warum nur?« flüsterte Suko. »Warum haben sie das getan, verdammt noch mal?«

»Ich weiß es nicht.«

Suko kaute an seiner Unterlippe. »Das ist schlimm, John, das ist so verflucht schlimm. Ich komme damit nicht zurecht. Ich… ich… weiß nichts mehr.«

»Wie die Lemminge«, murmelte ich. »Ein Massenselbstmord.« Ich schüttelte den Kopf. »Das will mir nicht in den Sinn. Kannst du dir ein Motiv dafür denken?«

»Überhaupt nicht. Es sei denn, sie haben sich umgebracht, weil Josephiels Brut ebenfalls nicht mehr lebt.«

»Das kann sein. Ja, das ist es sogar. Ich kann mir nichts anderes vorstellen. Waren sie von den beiden so beeindruckt, daß sie ihnen ins

Jenseits gefolgt sind? Treue bis in den Tod.«

»Das gibt es«, sagte Suko. »Eine dämonische Treue.« Er bewegte seine Lampe, und der Strahl wanderte mit. Er glitt über die Stufen hinweg und erwischte auch die dunklen Körper mit den bleichen Totengesichtern, die im grellen Licht wie geschnitzt aussahen.

Am schlimmsten war es immer dann, wenn sich das kalte Licht in den Augen verfing. Dann sahen sie jeweils aus wie Spiegel, die in die Totenwelt schauten.

Acht Tote hatte ich bisher gezählt, und ich wußte nicht, ob wir im Keller noch mehr Leichen fanden.

Sie konnten noch nicht lange tot sein, denn Verwesungsgeruch war noch nicht festzustellen. Nur dieser nicht erklärbare Geruch des Todes, den ich bei meinem Eintritt gespürt hatte, schwang uns entgegen.

Suko hatte seine Starre als erster überwunden und löste sich von der oberen Stufe. Normal konnte er die Treppe nicht mehr hinabgehen. Er mußte einen bestimmten Weg finden, im Zickzack laufen, damit er nicht auf die leblosen Körper trat.

Ich blieb dicht hinter ihm, den Lichtkegel meiner Leuchte nach unten gesenkt. Des öfteren glitt er über die steifen Körper hinweg und erfaßte auch die starren Gesichter, die sich wie Totenmasken von dem dunkleren Gestein abhoben.

Am Fuß der Treppe wartete Suko auf mich. Auch sein Gesicht zeigte kein Leben. Nur in den Augen stand so etwas wie eine Frage und auch eine gewisse Verzweiflung. Er hatte die Lippen zusammengepreßt, und als er schluckte, bewegte sich seine Haut am Hals.

Ich schaute ihn an. »Wo ist Naomi eingesperrt worden?«

»Komm mit.«

Er führte mich tiefer in einen Gang hinein, leuchtete wieder - und erwischte ein Ziel.

Quer und in der Mitte des Ganges, zwischen zwei dicken Bohlentüren, lag eine weitere Gestalt. Die Arme ausgestreckt, als wollte sie uns noch im Tod willkommen heißen. In der unteren Hälfte zeigte das Gesicht einen anderen Ausdruck als in der oberen. Die Mundpartie war verzerrt. Es sah so aus, als wollte sie uns angrinsen.

Wir stiegen beide über den querliegenden Körper hinweg. Zwei Schritte später blieb Suko neben einer Tür stehen, die nicht geschlossen war. »Das war ihre Zelle.«

Ich sah Licht, das durch den Spalt fiel. Von Sukos Erzählungen wußte ich, daß das vergitterte Fenster der Zelle frei lag, trotz der Tiefe des Kellers. Aber das Gebäude war in den Hang hineingebaut worden, deshalb hatte es dazu kommen können.

Mein Freund zog die Tür ganz auf.

Der freie Blick in die Zelle, und wir sahen die nächste Leiche. Sie lag sehr günstig, weil das Tageslicht durch das Gitterfenster fiel und sich

auf dem starren Körper verteilen konnte.

»Das ist sie«, murmelte Suko.

»Wer?«

»Gitta, die Chefin der Namenlosen, die Anführerin. Sie ist die schlimmste von allen gewesen.«

»Das kann ich mir denken.«

Ich ging an Suko vorbei und schaute sie von oben her an. Ihre Lippen schienen bleich durch den Schaum, der aus dem Mund gedrungen war.

Ich wollte mich schon wieder umdrehen, als ich das Geräusch hörte. Ein Stöhnen…

Und gestöhnt hatte die Tote!

***

Sofort waren wir hellwach und voll da. Hatten wir bis zu diesem Zeitpunkt auch noch wie eingefroren gewirkt, so standen wir plötzlich unter Strom. Suko und ich handelten gleichzeitig. Wir gingen in die Knie und leuchteten Gittas Gesicht an.

Es war ein knochiges, gleiches, ein kantiges Gesicht mit dunklen Augen und auch verzerrten Zügen, die, obwohl sie noch lebte, sie aussehen ließen wie eine Tote.

Gittas Lippen zuckten. Etwas geschah im Innern des Körpers. Aus der Kehle stieg abermals Schaum in die Höhe und drang durch den Lippenspalt hervor. Sie bewegte auch ihre Augen, obgleich sie noch immer starr aussahen.

»Hoffentlich kann sie reden!« flüsterte Suko.

Ich schwieg. Viel Hoffnung hatte ich nicht. Gitta stand kurz vor dem Tod. Daß sie noch lebte, erschien mir als kleines Wunder. Die Schatten der Gitterstäbe zeichneten sich auf ihrem Gesicht ab, und wieder drang ein tiefes Stöhnen hoch.

Suko brauchte etwas Platz und schob mich zurück. Er sprach Gitta direkt an. »Hörst du mich? Kannst du mich verstehen? Kannst du erkennen, wer hier neben dir sitzt?«

Sie schwieg.

»Kannst du reden?«

Täuschte ich mich, oder war so etwas wie Leben in ihre Augen zurückgekehrt. Ja, denn zugleich bewegte sich auch ihr Mund, und wir schauten zu, wie sich die fast tote Frau darum bemühte, einige Worte hervorzubringen.

Zunächst verstanden wir nichts, denn was aus ihrem Mund drang, glich einem Röcheln. Dann zuckte sie am gesamten Körper, und plötzlich hob sie den rechten Arm an, wobei sie es sogar schaffte, die Finger zu spreizen. Die Hand bildete eine Kralle, und sie klammerte sich zielsicher an Sukos linkem Handgelenk fest.

Für mich war es ein Zeichen, daß Gitta noch nicht angefangen hatte. Daß sie kämpfen und uns möglicherweise noch etwas mitteilen wollte. Aus ihrem Mund fuhr ein zischender Laut. Der weiße Schaum bewegte sich auf ihren Lippen, die kleinen Blasen zerplatzten, wir sahen sogar ein Stück Zunge.

»Was ist passiert?«

Diesmal hatte sie die Frage nicht nur gehört, sie war auch bereit, eine Antwort zu geben, obwohl es ihr schwerfiel. »Tot, wir sind fast tot…«

»Nur du lebst noch…«

»Ja.«

»Warum?«

Gitta verdrehte die Augen. »Ich… ich… habe gewartet, bis sie alle das Gift nahmen. Wir haben es uns immer vorgenommen. Wir mußten es tun, wir haben es uns versprochen, wenn es keine andere Lösung mehr gibt. Wir haben eine Niederlage erlitten und trotzdem einen großen Sieg errungen, denn es ist noch nicht vorbei, nein, nicht vorbei…«

Ich wunderte mich über die Kraft der Sterbenden und über die gesprochenen Worte. Wenn ich sie richtig interpretierte, dann ging der Fall noch weiter.

»Was ist nicht vorbei, Gitta?« Ich kannte Suko. Auch wenn er sich beherrschte, er stand trotzdem unter einer scharfen Spannung, und er starrte die bleiche Frau an.

»Mit… mit… dem Tod…«

»Was wollt ihr noch? Was willst du? Wir können versuchen, dich zu retten, wir…«

»Nein, nein!« Ihr Griff wurde noch härter, und die Antwort hatte schon nach einem Schrei geklungen. Sie hustete, und etwas von dem weißen Giftspeichel sprühte weg. »Wir sind gerettet. Wir haben uns selbst gerettet. Wir taten es nicht umsonst. Unser Tod ist nicht grundlos gewesen. Alles wird sich richten - alles…«

»Was denn?«

Unter dem festen Schaum verzogen sich ihre Lippen zu einem Lächeln. Und dieses Lächeln erreichte sogar die Augen, als hätte Gitta genau in diesem Augenblick etwas gesehen, was unseren Blicken verborgen geblieben war. Dann war es vorbei.

Ein Zucken des Körpers, ein letztes Aufbäumen, ein scharfes, zischendes Luftholen - aus!

Gitta sackte zusammen. Ihr Blick bekam einen stieren Ausdruck, der Mund blieb offen. Sie war tot.

Suko löste die starre Leichenklaue von seinem Arm und stand auf.

Auch ich erhob mich, und wir starrten schweigend auf die Tote vor unseren Füßen.

Durch das Gitterfenster drang nicht nur das Tageslicht, die Sonne

brachte auch Wärme mit, die uns ebenfalls erreichte, aber wir froren trotzdem. Zwischen den Zellenwänden lag eine Kälte, die uns Schauer über den Rücken jagte. Zwar hatten wir die letzten Worte der sterbenden Person genau verstanden, aber wir kamen nicht mit ihnen zurecht. Anstatt eine Lösung zu bekommen, hatte sich vor uns eine Mauer aufgebaut.

»John«, sagte Suko leise. »Ich habe die Leichen auf dem Weg nach unten mitgezählt. Zehn Tote sind es. Meine Güte, zehn tote Frauen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich… ich… begreife es nicht. Ich kann es nicht fassen.«

»Eben.«

»Und was machen wir mit den Leichen? Wir können sie nicht hier oben am Ende der Welt liegen lassen. Die müssen abtransportiert werden.«

Dafür war ich auch, dachte aber zugleich an die Kollegen aus Bellinzona, und ich fragte mich, wie die Männer auf den Anblick der zehn Frauenleichen reagieren würden.

Sie würden durchdrehen und uns - Kollegen hin, Kollegen her - erst einmal festsetzen.

»Denkst du an das gleiche wie ich?« fragte Suko.

»Wie meinst du das?«

Er wand sich ein wenig. »Nun ja, wir sollten uns zunächst einmal in Ruhe überlegen, wann wir den Männern aus dem Tal Bescheid geben. So schmuck ihre Uniformen auch aussahen, so schneidig sie sich auch gaben, das hier ist wohl eine Stufe zu hoch für sie. Wenn wir die Polizei einschalten, dann über Sir James und direkt an die Oberen. Oder was sagst du dazu?«

»Ich bin dafür.«

Er nickte. »Okay, dann bleibt uns hier nichts mehr zu tun. Oder willst du noch andere Teile des Klosters durchsuchen?«

»Nicht unbedingt.«

Wir verließen die Zelle. Wieder mußten wir vorbei an den wie dahingestreut liegenden Toten, und der Geruch des Todes begleitete uns auf den Weg nach oben.

Ich kam mit dieser Entdeckung nicht zurecht. Gut, ich akzeptiere den Selbstmord, es blieb mir ja nichts anderes übrig, aber ich dachte auch an die letzten Worte dieser Gitta. Sie hatten nicht wie ein Abschied geklungen, eher wie ein Neubeginn. Auch deshalb wollte ich die Polizei zunächst aus dem Spiel lassen, denn es konnte durchaus eine neue Runde eingeläutet worden sein, und ich spekulierte natürlich darüber, wie es weitergehen könnte.

Die Namenlosen Nonnen waren tot. Sie hatten sich selbst umgebracht, vergiftet. Deshalb baute sich bei mir eine Frage auf.

Waren sie wirklich so tot, wie man nur hoffen konnte? Das war zwar

ungewöhnlich gedacht, aber ich hatte dafür meine Gründe. Nicht zum erstenmal wären wir besonders überrascht gewesen, wenn die Toten plötzlich wieder lebendig geworden wären, auf eine perverse Art und Weise eine Rückkehr erlebt hätten.

Und dies als sogenannte lebende Tote, die auch Zombies genannt wurden. Davor fürchtete ich mich, denn Zombies waren schrecklich. Grauenhafte Gestalten, die mir nicht unbedingt Angst einjagten, sondern mehr anderen Menschen, auf die sie Jagd machten. Zombies haben eben diesen irren Mordtrieb. Sie jagen Menschen wie Füchse die Hasen, und so etwas sollte in dieser einsamen Bergwelt, wo es ja Verstecke genug gab, auf keinen Fall geschehen.

Suko warf die Tür von außen zu. Wir waren beide froh, die herrlich frische Bergluft einatmen zu können. Sie vertrieb auch den Geruch des Todes und den Leichengeschmack aus meinem Mund.

Neben dem Frontera war ich stehengeblieben und wartete auf meinen Freund. Er kam langsamer näher und deutete dabei auf die alten Klostermauern. »Du kannst mich für verrückt halten, John, aber ich habe das Gefühl, daß hinter ihnen etwas passieren wird.«

»Ich auch.«

Mit seiner nächsten Frage bewies Suko, wie sehr wir übereinstimmten in gewissen Dingen. »Zombies?«

»Gratuliere.«

»Es wäre eine Erklärung für den Selbstmord. Gitta hat von einem Neubeginn gesprochen. Meiner Ansicht kann er nur dorthin führen, daß sie und die anderen versuchen, als lebende Leiche in die normale Welt zurückzukehren. Wenn das geschehen sollte, dann gute Nacht.«

»Wie willst du es verhindern?«

Mein Freund hob die Schultern an. »Da gäbe es wohl nur eine Möglichkeit. Wir werden die folgende Nacht hier im Freien verbringen müssen und aufpassen, ob das eintritt, an das wir gedacht haben. Sollten sie zu Zombies geworden sein, so wird die Gier nach Menschen sie aus dem Kloster treiben.«

»Das befürchte ich auch.«

»Und wir werden sie hier erwarten. Sobald es Abend wird, kehren wir hierher zurück.«

Ich war einverstanden. Zuvor würden wir zur Familie Frappi fahren. Wir hatten uns mit der Mutter, dem Vater und auch der Tochter ein wenig angefreundet. Die Erwachsenen hatten auch die Scheu vor uns verloren, was bei der Tochter Carola schon zuvor der Fall gewesen war, denn sie hatte mich sehr unterstützt und war auch beim Kampf gegen die mörderischen Zwillinge dabeigewesen.

Bei den Frappis war auch Naomi untergekommen. Ein Arzt hatte sie versorgt. Sie war von einem Stein am Kopf getroffen worden und lag mit einer Gehirnerschütterung im Bett. Zudem hatte der Doktor die

Wunden in ihrem Gesicht versorgt und sie mit Verbänden und Pflastern bedeckt. Der jungen Frau ging es den Umständen entsprechend gut, wenn man in Betracht zog, was ihr hätte passieren können.

»Willst du fahren?« fragte Suko.

»Nein, übernimm du das Steuer.«

Wir stiegen ein. Viel hatten wir uns nicht mehr zu sagen. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

Bei mir waren sie dermaßen bedrückend, daß auf meinem Körper eine Gänsehaut zurückblieb…

***

Wie fast alle Häuser in Trivino lag auch das Haus der Frappis an einem Hang. In mühevoller Arbeit hatte das Ehepaar nicht nur einen kleinen Garten zur Südseite hin angelegt, sondern auch eine Steinterrasse. Stühle für Besucher standen dort. Zum Haus hin führte einer der schmalen Wege, und neben dem Steinhaus war Platz genug, um den Wagen mit der Schnauze zum Hang hin parken zu können. Das hatten wir getan und waren zu den Frappis auf die Terrasse gegangen. Anna, die Frau des Hauses, hatte uns lächelnd begrüßt. Wer sie ansah, der wußte, von wem ihre Tochter das herrliche schwarze Haar hatte. Nur waren bei der Mutter die Haare nicht zu Zöpfen geflochten, sie trug sie kurz.

Silvio Frappi war ein kantiger Mann, der in die Gegend paßte. Ihm war anzusehen, daß er zupacken konnte, und ihm entging auch nicht unsere Mutlosigkeit, als wir die Terrasse betraten. Er war zu vornehm, um nachzufragen, deshalb stellte ich die erste Frage.

»Wie geht es Naomi?«

»Sie schläft.«

Ich lächelte. »Das ist gut.«

»Wollen Sie nicht am Tisch Platz nehmen? Anna hat frischen Kaffee gekocht. Sie wird ihn gleich bringen.«

»Danke.« Wir setzten uns hin und waren froh, die Beine ausstrecken zu können. Von der Terrasse aus hatten wir einen herrlichen Blick ins Tessin, das sich nach Süden hin öffnete.

Wie schön konnte doch das Leben sein, wenn man sich an bestimmten Orten oder Plätzen aufhielt.

Nur waren wir nicht in der Lage, dieses herrliche Panorama lange zu genießen, denn immer wieder - da konnte ich für Suko mitsprechen - drängten sich die makabren Bilder aus dem Innern des Klosters in unsere Erinnerung. Sie überlagerten die Schönheit und Grandiosität der Landschaft.

Anna erschien wieder, auf den Lippen ein Lächeln. Sie trug ein Tablett und stellte es ab. Der Kaffee befand sich in einer großen

Kanne, und die dazu passenden Tassen hatte sie ebenfalls mitgebracht.
»Ich soll Ihnen einen Gruß von unserer Tochter bestellen. Sie wird erst am Abend zurückkehren. Sie ist noch bei einer Freundin.«
»Geht es ihr denn gut?« fragte ich.
»0 ja, Signore Sinclair. Sie haben bei Carla einen Stein im Brett.«
»Sie bei mir aber auch.«
»Das weiß sie. Darf ich einschenken?«
»Gern.« Ich reichte ihr meine Tasse, was auch Suko und Silvio taten. Anna schenkte ein. Sie war eine schmale und zarte Person mit einer gesunden Hautfarbe. Auch ihr war anzusehen, wo sie die meiste Zeit ihres Lebens verbrachte.
Anschließend entschuldigte sie sich, weil sie noch im Haus zu tun hatte. Das war uns recht, denn wir wollten mit ihrem Mann allein sprechen. Zuerst tranken wir den Kaffee. Silvio schmeckte er nicht so recht. Er wollte ihn veredeln und stellte eine Flasche auf den Tisch. Seine Augen funkelten.
»Das ist selbstgebrannter Pflaumenschnaps.«
»Pflümli?« fragte ich.
»Genau. Sie möchten einen Schuß in den Kaffee?«
»Gern.«
»Sie auch, Suko?«
»Nein, ich nicht.«
»Er lebt sehr solide, im Gegensatz zu mir«, sagte ich.
Lachend schenkte mir Silvio Frappi einen Schuß Pflümli in den Kaffee, und als ich probierte, da spürte ich im Mund diesen anderen Geschmack wie einen Nebel.
»Na?«
»Das ist ein Hammer«, sagte ich.
»Aber echt, John, echt.«
»Ich glaube Ihnen.«
Er hatte die Flasche wieder neben sich gestellt. Dann schaute er mich und auch Suko skeptisch an.
»Etwas ist mit Ihnen los, das spüre ich. Oder habe ich mich getäuscht?«
»Nein, das haben Sie nicht.«
»Was ist geschehen?«
»Darüber wollten wir mit Ihnen sprechen und Sie gleichzeitig darum bitten, Stillschweigen zu bewahren.«
»Das versteht sich.«
»Wir waren im Kloster, Silvio«, sagte ich in meinem holprigen Italienisch.
»Das wollten Sie auch. Und?«
Ich ließ ihn erst einen Schluck trinken, bevor ich mit der Wahrheit herausrückte. »Sie waren tot, Silvio - alle. Es gibt keine Nonne mehr,

die noch lebt.«

Es war gut, daß er getrunken hatte, denn der Schreck ließ ihn zittern. Dabei wurde er bleich, schüttelte den Kopf und fragte flüsternd: »Was haben Sie da gesagt?«

Ich wiederholte es.

»Mein Gott, das ist nicht möglich!«

»Glauben Sie mir, Silvio, das stimmt. Welchen Grund sollte ich haben, Sie zu belügen?«

»Richtig. So habe ich das auch mit meiner Antwort nicht gemeint. Ich bin nur… nun ja, ich bin nur schockiert. Das hätte ich nicht für möglich gehalten.«

»Wir auch nicht.«

Er preßte seine Hände gegen die Stirn. »Was sollte es nur für einen Sinn gehabt haben?« flüsterte er.

»Ich… ich… komme darüber nicht hinweg. Es ist mir unbegreiflich. Es war doch alles vorbei, denke ich. Es ist alles gelaufen und nun…«

»Stimmt, Silvio, es war vorbei. Das haben wir auch gedacht. Aber es ist wohl nicht so.«

»Wer hat die Frauen getötet?«

»Sie sich selbst.«

Jetzt stierte er mich an. »Bitte… bitte…? Wollen Sie damit sagen, daß die Frauen Selbstmord begangen haben?«

»Genau das habe ich damit sagen wollen. Sie haben sich selbst getötet, indem sie Gift nahmen. Jede von ihnen hatte Schaum vor dem Mund. Sie lagen da wie Puppen, überall verteilt auf den Treppenstufen auch im Keller des Klosters. Ohne die Zwillinge und ohne Josephiel sahen sie wohl keinen Sinn mehr in der Zukunft.«

»Ja«, murmelte er und schüttelte dabei den Kopf. Dann nahm er die Flasche und goß ein kleines Glas voll. »Entschuldigen Sie, aber den brauche ich jetzt.«

»Kein Problem.«

Silvio trank und stellte das Glas hart ab. »Ich habe über ihre Worte nachgedacht, John. Sie sagten, so sollte oder könnte man es sehen. Heißt es, daß Sie beide es nicht so sehen?«

»Möglicherweise.«

Frappi war für einen Moment irritiert. »Was… was… haben Sie sich denn gedacht?«

»Es waren nicht alle tot, Silvio. Die Anführerin der Namenlosen Nonnen, Gitta, lebte noch. Ihre letzten Worte klangen nicht eben depressiv. Wir hatten eher den Eindruck, als wäre der Tod für sie und ihren Schwestern gleichzeitig so etwas wie ein Neubeginn.«

»Hm.« Frappi überlegte. »Meinen Sie das möglicherweise im christlichen Sinn?«

Ich trank Kaffee und schüttelte gleichzeitig den Kopf, was mir auch

gut gelang. »Nein, so meine ich es nicht.«

»Wie dann?«

»Das ist die Frage.« Ich wollte dem guten Mann mit unseren Folgerungen keine Angst einjagen und tat so, als würde ich gerade von ihm eine gewisse Hilfe erwarten. »Sie gehen doch mit offenen Augen durch die Welt. Silvio, und Sie leben auch nicht erst seit gestern hier in Triviso. Sie kennen Ihr Dorf, Sie kennen auch das Kloster, und sie wissen, wer darin gelebt hat.«

»Das stimmt.«

»Kann es denn sein, daß Sie irgend etwas im Laufe der Zeit über die dort lebenden Nonnen erfahren haben, was uns hier und jetzt einen Schritt weiterbringen könnte?«

»Oh, da fragen Sie mich aber was.«

»Aus gutem Grund.«

Er schaute ins Leere. »Nein, John, Sie wissen ja selbst, was hier gelaufen ist. Diese Frauen haben sich in dem alten Bau eingenistet, wollten aber mit uns nichts zu tun haben. Umgekehrt war es ebenso. Die Menschen in Triviso fürchteten sich vor ihnen. Das Kloster liegt zwar in der Nähe, dennoch ist es sehr weit entfernt, wenn Sie das verstehen.«

»Sehr gut sogar. Ich kann zusammenfassen und behaupten, daß Sie nichts von ihren Plänen wissen. Ist das korrekt?«

»Ja.«

»Dann stehen wir vor einer Mauer.«

Silvio Frappi hob die Schultern. Danach trank er einen Schluck Kaffee. Auch ich war fast mit meinem Latein am Ende. Trotzdem fragte ich den Mann, ob er jemand kannte, der möglicherweise besser über die Frauen informiert gewesen war.

»Ich glaube nicht.«

»Auch nicht der Pfarrer?«

Er lächelte. »Wir haben hier keine Kirche, nur im Nachbarort.«

Da hatte er recht. Auch mir kam erst jetzt so richtig zu Bewußtsein, daß ich keinen Kirchturm gesehen hatte. »War das schon immer so?« wollte ich wissen.

»Si.« Er hob die Schultern. »Wir waren zu arm, um eine Kirche zu bauen. Die im Nachbarort reicht uns.«

»Dann haben sich die abtrünnigen Nonnen wirklich einen für sie guten Ort ausgesucht.«

»Das kann man sagen.«

»Was wissen Sie eigentlich über das Kloster?« fragte Suko, der seine Kenntnisse zusammengekratzt hatte.

»Tja - was weiß ich? Es war schon immer da. Auch als ich zur Welt gekommen bin.«

»War es denn auch besetzt?« hakte ich ein.

»Nein, das nicht.«
»Es stand immer leer?«
»Das nicht gerade. Es haben sogar mal Soldaten dort gehaust. Das liegt allerdings lange zurück. Es waren italienische Soldaten, die aus der Lombardei kamen, aber durch die hohen Berge hier ihre Grenzen fanden und sich für einige Zeit festgesetzt haben. Wie sich die Männer im einzelnen mit den Bewohnern verstanden haben, das weiß ich nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie sehr willkommen waren.«
»Das glaube ich auch.«
»Sonst weiß ich nicht viel darüber.«
»Was ist mit Mönchen?«
»Da waren wohl welche hier.«
»Wissen Sie darüber etwas?«
»Überhaupt nicht. Es ist wirklich so, daß sich die Bewohner um das Kloster kaum gekümmert haben. Mag sein, daß frühere Generationen mehr Kontakt zu ihnen gehabt haben.«
»Ja, mag sein.«
Er lächelte. »Anscheinend fällt es Ihnen schwer, das Desinteresse zu akzeptieren. Oder liege ich da falsch?«
»Nicht ganz«, gab ich zu.
»Was stört Sie denn?«
Ich schaute auf die hölzerne Tischplatte. »Das ist nicht einfach zu sagen, Silvio. Mich stören schon gewisse Dinge, die ich allerdings schlecht in Worte kleiden kann.«
»Versuchen Sie es trotzdem.«
»Okay.« Mit dem Daumennagel schabte ich über meine Stirn. »Ich habe das Gefühl, als wäre etwas zwischen den Mauern, das dort nicht hingehört. Es ist schwer für mich, es Ihnen begreiflich zu machen, weil Sie mit der Materie nicht vertraut sind. Ich werde Ihnen sagen, was ich damit meine. Es ist das Böse…«
Frappi schaute mich an. Er wühlte sein Haar durch, dann nickte er mir zu. »Das Böse, wie?«
»Richtig.«
»Was ist das Böse? Soll ich Ihnen sagen, was ich darüber in der Schule gelernt habe? Wobei ich sagen muß, daß ich keine höhere Schulbildung habe. Ich habe alles in einer Dorfschule gelernt, aber das lassen wir jetzt mal weg. Uns wurde erzählte, daß derjenige böse ist, der sich gegen das Gesetz stemmt.«
»Das stimmt. Und weiter?«
»Dann haben wir noch einen Ausdruck für Gut und Böse gefunden. Das Gute ist der Himmel und alles, was damit zusammenhängt. Das Böse ist das Gegenteil davon, die Hölle. Diesen Glauben haben sich die meisten Menschen hier bewahrt, unter anderem auch ich.«
»Nicht schlecht gedacht, Silvio.«

Er war überrascht. »Sie stimmen mir zu? Das wundert mich.«
»Nein, im Prinzip haben Sie recht. Es gibt diese Polarisierung, das steht zweifelsohne fest.«
»Dann denken Sie auch so?«
»Natürlich - auch wenn ich zugeben muß, daß wir die Dinge differenzierter betrachten. Wir kennen eben zu viele Facetten, die sich innerhalb dieser beiden Gebiete aufgebaut haben. Tatsache bleibt, daß in diesem Kloster etwas Böses geschehen ist…«
»Die Selbstmorde.«
»Sicher. Aber die müssen einen Grund gehabt haben, Silvio. Es kommt ja nicht von irgendwoher. Es muß ein Motiv geben, und wir werden versuchen, es zu finden.«
Er nickte schwerfällig. »Das ist das eine Problem, John.«
»Und was ist das andere?«
»Zehn Leichen.« Er schauderte, als er mir diese Antwort gab. »Zehn Leichen haben Sie gezählt. Jetzt werden ich Sie fragen, wohin damit? Was haben Sie vor? Hier wird die Polizei erscheinen. Die Männer werden Fragen stellen, es wird und muß eine Unruhe geben. Zudem müssen die toten Frauen abtransportiert werden.«
»So könnte es laufen.«
»Und warum sollte es nicht so laufen?«
Ich hob die Schultern und zeigte ein skeptisches Gesicht. »Mein Freund und ich zögern noch, dem voll zuzustimmen. Es kann durchaus sein, daß es noch eine andere Möglichkeit gibt. Sollte dem so sein, werden wir sie herausfinden müssen.«
»Da stimme ich Ihnen zu, ohne überhaupt zu ahnen, um was es im Prinzip geht.«
»Das wissen auch wir noch nicht.«
»Haben Sie denn einen Plan?«
»Keinen genauen, Silvio. Jedenfalls werden wir noch einmal in das Kloster zurückkehren und auch die Nacht abwarten, bevor wir der hiesigen Polizei Bescheid geben.«
»Das hat doch einen Grund.«
»Selbstverständlich.«
»Welchen?«
Ich hob die Schultern. »Pardon, aber wir wissen es nicht. Wir kennen ihn leider nicht. Vielleicht passiert etwas in der Nacht oder schon am Abend, aber das ist Spekulation. Ich möchte Sie noch einmal darum bitten, Silvio, daß Sie über unser Gespräch strengstes Stillschweigen bewahren, selbst Anna gegenüber.«
»Sie können sich auf mich verlassen.«
»So«, sagte ich, »und jetzt möchte ich trotz allem noch nach Naomi schauen.«
»Ich bringe Sie hin.«

Frappi stand auf. Er war ein wenig durcheinander und nicht mehr der gleiche wie noch vor einigen Stunden. Meine Ausführungen hatten ihm einen leichten Schock versetzt, was durchaus verständlich war. Mit derartigen Dingen wird man nicht jeden Tag konfrontiert. Mit müden Schritten ging ich auf die Tür zu, drückte sie auf, um den Wohnraum zu betreten.

Suko und ich folgten ihm.

Das Zimmer war rustikal und gemütlich eingerichtet. Durch die kleinen, viereckigen Fenster drang genügend Sonnenlicht. In den strengen Wintern wurde die Kälte abgehalten. Der bullig aussehende Ofen war aus Steinen errichtet worden, denen man eine türkisfarbene Glasur gegeben hatten. Um den Ofen herum zog sich die Sitzbank, auf der bunte Kissen ihre Plätze gefunden hatten.

Durch eine zweite Tür gelangten wir in die Küche. Dort rauschte Wasser. Anna Frappi war damit beschäftigt, Salat zu waschen. Sie lächelte uns zu, als wir an ihr vorbeigingen und einen schmalen Flur erreichten. An den Holzwänden hingen kleine Bilder, die allesamt fromme Motive zeigten. Wir sahen aber auch Familienfotos, und die dort abgebildeten Menschen sahen so aus, als hätten sie jeden Tag dem Berge ein Stück abgerungen, um es für sich zu nutzen.

Die Tür zu Naomis Zimmer war verschlossen. Silvio war vorgegangen, er klopfte nicht an, sondern drückte behutsam die Klinke nach unten und öffnete.

Unser Blick fiel auf zwei Betten. Eines stand links an der Wand, neben dem Fenster, das andere rechts. Das rechte war belegt, das linke tagsüber nicht, denn in der Nacht schlief dort Carla.

»Brauchen Sie mich?« fragte Silvio.

»Nein, danke wir kommen allein zurecht.«

Er nickte und zog sich zurück.

Naomi, die einen abtrünnigen Engel geliebt und von ihm zwei Kinder empfangen hatte, lag auf dem Rücken wie ein vergessene Puppe. Sie zeigte mit keiner Reaktion an, daß sie etwas von unserem Eintritt bemerkt hatte. Ihre Augen waren halb geschlossen, das Gesicht zeigte eine Landschaft aus Mull und Pflaster. Ihr Mund wirkte wie fein gezeichnet, die Lippen hatten ihre normale gesunde Farbe verloren. Sie waren einfach blaß geworden.

Wir blieben neben dem Bett stehen. Es war still geworden, so daß wir Naomis gleichmäßigen Atem hören konnten. Die Luft strömte aus ihren Nasenlöchern, und dicht vor dem Kinn bewegte sich das dünne Laken der Bettdecke.

Ich hatte Zweifel, ob sie in der Lage war, mit uns zu reden, da öffnete Naomi die Augen. So schnell, daß selbst wir überrascht wurden.

Sie schaute uns an.

Dunkle Augen, schöne Augen, sie selbst war auch eine Schönheit, da

hatte dieser abtrünnige Engel schon einen guten Geschmack besessen, und Naomi mußte diesem gutaussehenden Mann regelrecht verfallen sein. Sonst hätte sie sich ihm nicht hingegeben.

Wir lächelten ihr zu.

Naomi lächelte zurück. Langsam hob sie die Hand, und wir griffen abwechselnd nach ihren Fingern.

Die übliche Frage stellte ich mit leiser Stimme. »Wie geht es Ihnen?«

»Ich lebe…«

»Das ist prima«, sagte Suko.

»Ich habe auch Schmerzen. Im Gesicht und im Kopf. Und dann muß ich immer wieder an das Schreckliche denken, als die beiden Kinder starben. Auch das Haus und…«

»Nicht reden.«

Sie hörte nicht auf mich. »Das Haus, das Kloster, ich war gefangen.«

»Aber jetzt sind Sie frei.«

»Nein!«

Die Antwort überraschte uns beide. »Warum haben Sie das gesagt?« fragte ich.

»Ich muß immer daran denken.«

»Bitte, Naomi, das sollten Sie nicht tun. Es ist alles überstanden. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben.«

Ihre Augendeckel bewegten sich. »Die… die habe ich aber. Es ist nicht alles vorbei, das spüre ich.«

»Tatsächlich?« Sie hatte nicht gesehen, wie Suko und ich uns gegenseitig angeschaut hatten. Sollte diese schwache Person möglicherweise mehr über die Nonnen wissen? Es konnte sein, denn sie hatte bei ihnen als Gefangene gelebt.

»Da gibt es noch etwas.«

»Und was?«

Durch den offenen Mund holte sie Luft. »Das weiß ich auch nicht, aber es ist da. Ich kann es nicht fassen. Es hat sich festgehakt, es läßt sich nicht vertreiben.«

»Ist es böse?«

»Ja, ja!«

Die Antwort hatte ehrlich geklungen. Suko flüsterte mir zu, ob sie wohl den Selbstmord der Namenlosen gemeint hatte, aber danach wollte ich sie nicht fragen. Wenn Naomi etwas wußte, dann würde sie es uns auch so erzählen. Noch hielt sie sich zurück. Wir sahen ihr an, daß sie überlegte. Auf ihrer Stirn erschienen Falten. In ihrer Kehle entstand ein leises Räuspern.

»Ist es noch dort?« fragte ich, »im Kloster?«

»Ich glaube…«

»Sind es die Frauen?«

»Auch…«

»Was ist es noch?«
»Es ist da. Es ist aus einer tiefen Zeit gekommen. Das Böse… aus der Vergangenheit. Die… die Frauen wissen es. Ich habe sie sprechen hören, denn sie haben sich oft darüber unterhalten. Sie haben laut genug geredet. Sie wollten den Tod überwinden. Jemand muß ihnen geholfen haben. Er war immer bei ihnen.«
»Aber nicht Josephiel…«
»Nein.«
»Ein anderer, der abtrünnig geworden ist?«
»Ich kenne ihn nicht«, flüsterte Naomi. »Er ist mir unbekannt. Ich habe ihn nie gesehen. Die Frauen auch nicht. Sie haben nur immer von ihm gesprochen.«
»Was wird er tun?«
»Kann nichts sagen, wirklich nicht. Ich kann auch nicht denken. Die Kopfschmerzen, bitte… ich habe Durst.«
Suko eilte hinaus, um ein Glas frisches Wasser zu holen. Ich blieb mit Naomi allein, und sie faßte zitternd nach meiner Hand. Ich war überrascht von ihrem Händedruck. Sie hielt mich fest und sprach davon, wie schrecklich alles noch kommen würde. Dann sagte sie: »Ich spüre das Grauen überall. Es ist, als wäre nichts passiert. Es wird jemand zurückkehren, glaube ich…«
»Pssst, Naomi, Sie sollten jetzt schlafen.«
»Ja, das ist gut.«
Suko kehrte zurück. Ich nahm das Glas entgegen, das zur Hälfte gefüllt war, und klemmte es zwischen die Hände der jungen Frau. Dann half ich ihr, es an den Mund zu führen. Sie trank und schaute uns dabei dankbar an. Erst als der letzte Tropfen in ihrem Mund verschwunden war, zeigte sie sich zufrieden.
»So«, sagte ich, »wir werden wieder nach Ihnen schauen. Keine Sorge, wir sind noch etwas länger hier im Ort.«
»Danke, John, danke…« Das letzte Wort war kaum noch zu verstehen. Die große Müdigkeit hatte sie überkommen. Naomi wirkte wie jemand, der in ein tiefes Loch gestürzt war und dabei die Augen geschlossen hielt.
Ich nickte Suko zu. »Laß uns gehen, alles andere wäre Zeitverschwendung.« Auf Zehenspitzen gingen wir zur Tür. Erst vor dem Zimmer atmeten wir durch. Die Frappis befanden sich in der Küche, wir hörten von dort ihre Unterhaltung.
»Was meinst du?« fragte Suko.
»Hast du alles verstanden, was sie sagte?«
»Zum Großteil.«
»Dann brauche ich ja nichts zu wiederholen.«
Suko zeigte ein kantiges Lächeln. »Darf ich fragen, was du aus den Worten folgerst?«

»Fragen kannst du, aber ich kann dir keine konkreten Antworten geben. Sie hat gesagt, daß es noch nicht vorbei ist, und so ähnlich denken wir ebenfalls.«

»Was ist nicht vorbei?«

»Frag mich leichtere Dinge. Fest steht, daß sich die Namenlosen umgebracht haben, um gewissermaßen in ein anderes Leben einzutreten, wie immer du das auch interpretieren willst. Eins steht fest. Es ist gut gewesen, daß wir noch nicht zurück nach London gefahren sind. Hier wird noch die Post abgehen.«

»Okay, was tun wir?«

»Ich habe Hunger.«

Suko grinste breit. »Ach wie schön. Das darf doch nicht wahr sein.«

»Du nicht?«

»Doch, aber in Anbetracht der Dinge, die da auf uns zukommen könnten…«

Ich tippte ihn an und unterbrach ihn. »Sehr richtig, Suko, auf uns zukommen könnten. Wir haben noch Nachmittag und hatten uns vorgenommen, dem Kloster erst am frühen Abend einen Besuch abzustatten. Ich brauche einfach was in den Magen.«

»Da werde ich dann nicht nachstehen.«

In der Küche schauten uns die beiden Frappis an. »Na, wie geht es unserem Patienten?«

»Er schläft Signora Frappi.«

»Das ist gut. Dann wird Naomi wieder gesund werden. Wir wünschen es ihr« Sie schüttelte den Kopf. »Wenn ich daran denke, was diese junge Frau alles durchgemacht hat, wird mir ganz anders. Ich habe mir auch Vorwürfe gemacht, daß wir uns nicht schon früher um sie gekümmert haben. Aber da hat sie bei ihrer Tante Serafina gelebt, und nach außen hin war auch alles in Ordnung. Wer hätte denn wissen können, daß uns das Schicksal einmal so zusetzt?«

»Niemand, Signora Frappi. Deshalb heißt das Schicksal auch Schicksal. Keiner kann es erahnen, voraussagen oder bestimmen.«

»Danke.«

Silvio Frappi wollte wissen, was wir noch vorhatten. Als wir davon sprachen, etwas zu essen, wollten uns die Frappis nicht gehen lassen. Wir aber bestanden darauf, auswärts zu essen, beide sollten sich keine Umstände machen.

Fast fluchtartig verließen wir das Haus der netten Leute. Draußen war die Sonne bereits tiefer gesunken. Die Berggipfel nahmen ihr einen Teil der Kraft, und erste Schatten waren bereits entstanden.

Der Himmel über uns zeigte noch eine prächtige Bläue, verziert von einigen Wolkentupfern.

»Es könnte so herrlich sein«, sagte Suko und seufzte dabei leicht. Er hob die Schultern und gab sich selbst eine Antwort. »Aber leider nicht

bei uns, John.«

»Stimmt.«

***

Wir hatten wunderbar gegessen. Nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig. Eine Wurstplatte, zu der es dunkles, selbstgebackenes Bauernbrot gab. Der Schinken und die Wurst waren gut gewürzt gewesen. Dazu hatten wir noch frischen Salat gegessen und hätten voll zufrieden sein können, wenn wir Urlauber gewesen wären, aber die waren wir nun mal nicht. Unser Abendspaziergang würde uns zu einem düsteren Kloster führen, und keiner von uns wußte, was uns dort an negativen Neuigkeiten erwartete. Wir hatten zwar während des Essens nicht darüber gesprochen, aber der Gedanke an die Zombies hatte uns nicht losgelassen.

Obwohl möglicherweise einiges vor uns lag, gönnten wir uns noch einen Verdauungsschnaps, einen Wacholder, der dem Magen nach dem kräftigen Essen so richtig guttat.

Wir zahlten und verließen das rustikale Gasthaus mit dem niedrigen Dach, auf dem Schweizer Fahnen im Wind flatterten. Es war aufgefrischt. Der Abendwind spielte mit den Blättern der Bäume, er brachte eine gesunde Frische mit und wehte auch hinab in die großen Täler des Tessins, wo er ein wenig Abkühlung mitbrachte.

Wir hätten natürlich zu Fuß gehen können, nahmen aber trotzdem den Frontera. Unter Umständen war Beweglichkeit erforderlich, auf vier Rädern waren wir immer schneller als zu Fuß.

Der Wagen stand auf einem kleinen Platz neben dem Gasthaus. Wir hatten den Opel nicht abgeschlossen, das war hier nicht nötig, und nur deshalb konnte es sich auch jemand auf dem Rücksitz bequem machen. Als wir einstiegen erschien ein Mädchengesicht, das von zwei dunklen Zöpfen umrahmt war. Carla Frappi.

»Hi, das ist eine Überraschung«, sage ich.

Sie lächelte uns an. Nur kurze Zeit, dann wurde ihr Gesicht ernst. »Da ist doch was passiert, nicht?« fragte sie direkt.

»Wie kommst du darauf?«

»Sag nicht nein, John. Ich habe es meinen Eltern angesehen. Sie machen sich ebenfalls Sorgen.«

»Ach, warum denn?«

Sie tippte gegen meine Nase. »Ich kenne meinen Vater gut genug. Er war bedrückt und kam mir so vor, als wäre noch längst nicht alles vorbei. Hat er denn recht? Geht es weiter? Ist noch nicht alles gelaufen?«

»Das wissen wir selbst nicht, Carla.«

»Aber ihr wollt zum Kloster?«

»Stimmt.«

»Mit den Nonnen sprechen?«

Diese Frage bewies mir, daß Silvio dichtgehalten hatte. »Ja, du hast recht. Es ist noch einiges unklar, denke ich. Du weißt, daß wir Polizisten sind, und Polizisten haben nun mal die Angewohnheit, immer alles ganz genau wissen zu wollen.«

»Sehr genau?«

»Klar!«

Carla legte den Kopf schief. »Ganz, ganz genau?« Ihr Mund verbreiterte sich.

»Stimmt.«

»Hm.« Das Lächeln verschwand, sie dachte nach und schaute dabei ihr Gesicht an, das sich in der Scheibe spiegelte. Ich wunderte mich jetzt über ihren Besuch, aber auch über die Fragerei. Carla war ein aufgewecktes Mädchen, das mit offenen Augen durch die Welt lief. Sie hatte uns auch auf die beste Spur gebracht, und sie kam mir in diesen Momenten tatsächlich so vor, als hätte sie uns wieder eine Neuigkeit mitzuteilen, auch wenn sie nicht so recht mit der Sprach herausrücken wollte, aber da fühlte ich ihr auf den Zahn.

»Du hast doch was - oder?«

»Stimmt.«

»Und was?«

»Ich überlege.«

»Das ist immer gut.«

»Wieso ist das gut?«

»Es trainiert das Gedächtnis.«

»Ach, hör auf, John. Du sprichst mit mir wie mit einem kleinen Kind. Ich bin schon fast erwachsen.«

»Das habe ich nie bestritten.«

»Und deshalb überlege ich auch wie eine Erwachsene und denke darüber nach, ob ich euch das andere auch noch sagen soll, daß man sich so erzählt.«

»Von den Nonnen, sage ich mal.«

Sie wiegte den Kopf. »Ja und nein, es kommt darauf an. Von einer alten Frau habe ich mal etwas gehört, daß es in dem Kloster nicht ganz geheuer sein soll. Dort ist mal jemand erfroren, und keiner hat ihm geholfen.«

»Wer denn?«

»Ein Mann.«

»Keiner geholfen! Die Frauen waren doch da. Sie konnten ihn doch nicht einfach erfrieren lassen.«

»Falsch, falsch, falsch.« Sie hüpfte auf dem Sitz. »Das war vor den Nonnen.«

»Und woher weißt du das so genau?«

»Weil die alte Frau es berichtet hat. Aber sie ist tot. Sie hat auch uns

Kindern nichts mehr erzählt, weil die Eltern das nicht haben wollten…«

»Aber sie sprach von dem Erfrorenen.«

Heftiges Nicken. »Und von seinem bösen Fluch oder Versprechen.« Sie brachte ihr Gesicht näher an mein Ohr. Als sie flüsterte, kitzelte Carlas Atem über mein Gesicht hinweg. »Dieser Mann, der da erfroren ist, hat vergeblich um einen Mantel gebeten. Das war wie die Geschichte vom Heiligen St. Martin. Aber der hat seinen Mantel geteilt und die eine Hälfte dem Bettler gegeben. Der im Kloster ist erfroren. Er muß fürchterlich gelitten haben, und die alte Frau hat uns erzählt, daß er in seiner Not den Satan anrief.« Sie schauderte und kriegte eine Gänsehaut.

»Kam der Satan denn?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Carla. »Jedenfalls soll er einen Mantel erhalten haben.«

»Woher denn?«

»Von Menschen, nur ist es ein besonderer Mantel gewesen. Aus.« Sie schaute sich um, ob uns auch niemand hörte. »Aus Menschenhaut« flüsterte Carla dann. »Ein Mantel aus Menschenhaut. Ist das nicht schlimm?«

Da hatte sie nicht gelogen, es war schlimm, sollte die Geschichte denn so stimmen. Ich war skeptisch, auch Suko, der das meiste verstanden hatte, verzog das Gesicht.

»Das habe ich euch noch sagen wollen«, erklärte Carla.

»Danke.« Ich streichelte ihre Wange. »Kennst du noch welche dieser Schauermärchen?«

Die Frage hatte ihr nicht gepaßt, denn sie versteifte sich. »Schauermärchen? John, ich weiß nicht, ob das Schauermärchen sind. Das ist alles passiert.«

»Gut, dann glauben wir dir.«

»Toll.« Sie schaute auf ihre Uhr. »So, ich muß jetzt nach Hause und mich auch um Naomi kümmern. Ich bin nämlich als ihre Krankenschwester angestellt. Außerdem gibt es bald Essen.« Sie öffnete die Tür, sprang aus dem Wagen und lief davon.

Zwei nachdenkliche Augenpaare schauten Carla nach. »Was denkst du darüber, John?«

»Das ist schwer.«

»Phantasie?«

»Ein Mantel aus Menschenhaut? Ein Leichenmantel? Gibt es so etwas? Kann es das geben?«

»Ich habe mir abgewöhnt, zu sagen, das ist unmöglich. Aber ich will mich nicht wiederholen, du kennst das selbst. Fahren wir?«

Ich nickte.

Suko startete den Wagen.

Ein Mantel aus Menschenhaut, ein Leichenmantel… unmöglich, seltsam und unheimlich. Nur wollte mir dieser Begriff nicht aus dem Kopf.

***

Sobald die Sonne tiefer gesunken war, nahm das Kloster eine andere Farbe an. Es wirkte düster und bedrohlich.

Die Gegend um das Kloster war ruhig. Stille - schwer und bedrückend, wie eine Last.

Wir rollten in diese Stille hinein und fühlten uns erst dann nicht mehr als Störenfriede, als der Motor des Geländewagens verstummt war. Dann stiegen wir aus.

Unsere Gesichter zeigten einen nicht eben fröhlichen Ausdruck, denn wir wußten, daß uns zehn Leichen erwarteten, und da vergeht einem das Lachen.

Hoffentlich waren es zehn normale Leichen, und hoffentlich waren sie nicht zu Zombies geworden, denn das wiederum spukte nach wie vor in unseren Hinterköpfen.

»Gehen wir sofort hinein, oder schauen wir uns erst um?« fragte mein Freund.

»Nein, sofort.«

Suko hatte der Klang meiner Stimme nicht gefallen. »He, was ist los mit dir?«

»Nichts.«

Das wollte Suko nicht glauben. »Bist du nervös, alter Junge?«

»Ja.« Ich hatte nicht gelogen. Die Nervosität steckte in mir. Sie war wie eine Klammer, die alles festhielt. Es mochte an meinem schlechten Gefühl liegen und an der damit verbundenen Unruhe.

Auch grübelte ich darüber nach, ob wir nicht einen Fehler begangen hatten. Wir hätten bei den Leichen bleiben sollen, zumindest in der Nähe, um sofort einschreiten zu können, wenn sie erwachten und versuchten, als Zombies auf die Beine zu kommen. Das taten wir jedoch nicht.

Ob unsere Ankunft beobachtet worden war, wußten wir nicht. Es ließ sich jedenfalls niemand blicken. Auch kein Dorfbewohner. Diese Menschen hatten überhaupt keinen Grund, sich dem Kloster zu nähern, obwohl sie Bescheid wußten, wie wir durch Carla, die clevere Zwölfjährige, erfahren hatten.

Die Menschen hier in Triviso hatten mit dem Wissen um das Unheimliche gelebt, und sie würden auch noch weiterhin damit leben, das stand für uns fest.

Die Schatten der Bäume zeichneten sich auf dem Boden ab und sahen aus, als wären sie von einem modernen Künstler gezeichnet worden.

Suko wartete am Eingang auf mich. Ich blieb bei meiner Ansicht und

sagte es ihm auch. »Wir werden, so denke ich, eine Überraschung erleben, Alter.«

»Zu sehen ist nichts.«

Ich schaute ihn an. »Wie meinst du das?«

Er deutete zu Boden. »Ich habe sicherheitshalber nach Spuren Ausschau gehalten. Wenn wir annehmen, daß sie zu Zombies geworden sind, könnte ich mir vorstellen, daß sie nach ihrer Gier auf Menschen das Kloster so schnell wie möglich verlassen wollen. Davon ist aber nichts zu sehen. Keine Fußabdrücke neben dem Fels.«

»Stimmt.«

»Gehen wir?«

Ich lockerte meine Beretta. »Sicher.« Mit der geweihten Silberkugel ließen sich die Zombies vernichten, und es gab für uns keinen Grund, auch nur eine Sekunde zu zögern.

Ich deckte Suko den Rücken, als er die Tür aufzog. Es war damit zu rechnen, daß sie plötzlich an der Tür erschienen und über uns herfielen.

Das passierte nicht.

Wir konnten das Kloster völlig normal betreten und schlichen hinein in den Eishauch. So zumindest kam mir die Kühle zwischen den Mauern vor, eisig, wie von dem Maul eines am Pol lebenden Raubtiers ausgestoßen. Die Kälte hatte auch einen anderen Grund. Es war die des Todes, dieser gänsehautfördernde Hauch aus dem Jenseits.

Viel Schatten und Düsternis, wenig Licht. Eine Mischung, die gut in einen Film hineingepaßt hätte, denn das hier war für einen Horrorstreifen die perfekte Umgebung.

Hinter uns war die Tür wieder zugefallen und hatte zumindest mir das Gefühl gegeben, ein Gefangener zu sein. Es war nichts zu hören, es hatte sich auch nichts verändert. Der Glaube, daß uns irgendwelche Zombies erwarteten, erwies sich meiner Ansicht nach schon jetzt als irrig. Da hatten wir uns etwas eingebildet, unsere Phantasie war zu stark ausgeprägt gewesen.

Wir schalteten unsere Lampen an. Die dünnen Strahlen bewegten sich wie helle Arme durch die Finsternis. Sie trafen nur leere Ziele, erwischten weder einen Toten noch einen Untoten. In dieser Halle blieb alles so schrecklich normal.

»Gehen wir denselben Weg?« fragte mich Suko.

»Sicher.«

Er tat es noch nicht. »Sag erst, was mit dir los ist. Du kommst mir vor, als würdest du unter Strom stehen. Da muß doch etwas passiert sein, John.«

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, ich kann es dir nicht sagen. Es steckt in mir. Ich habe den Eindruck, daß wir hier an der Nase herumgeführt worden sind. Wir sind die normalen Menschen. Was

aber hier abgelaufen ist, wurde von Schauspielern dargestellt, und man will uns jetzt wahrmachen, daß wir in dieses Bühnenstück hineintreten sollen.«

Suko hatte mich nicht verstanden. »Wie bist du nur auf eine derartige Meinung gekommen?«

»Das will ich dir sagen. Daß wir uns um Josephiels Söhne gekümmert haben, war zwingend notwendig. Das lag auf der Hand, das mußten wir tun. Alles okay. Aber wir haben gleichzeitig diese Namenlosen Nonnen vergessen. Sie sind ebenfalls ein Mittelpunkt. Hinter ihrer Existenz steckt mehr, als wir angenommen haben. Der Meinung jedenfalls bin ich. Zudem will mir die Geschichte des Leichenmantels nicht aus dem Kopf. Ich habe das Gefühl, daß einiges daran stimmt.«

»Dann werden wir es auch herausfinden.«

»Gut.«

Der Geruch war geblieben. Empfand ich ihn stärker als vor einigen Stunden? Ich wußte es nicht.

Jedenfalls war die klebrige Kühle geblieben, und wir nahmen denselben Weg wie bei unserem ersten Besuch.

Suko öffnete die Tür, hinter der dieser schmale Gang lag, wo wir die Tote gesehen hatten. Er leuchtete hinein und konzentrierte den Strahl auf die Stelle, wo die Nonne gelegen hatte.

Ich hörte seinen Fluch.

»Was ist denn?«

»Sieh selbst.« Er trat zur Seite.

Ich ging nicht einmal weiter. Mein Blick glitt an Suko vorbei, und ich schaute dorthin, wo die Nonne lag.

Gelegen haben mußte.

Denn jetzt war sie nicht mehr da!

***

Also doch ein Zombie, der aufgestanden war und das Kloster verlassen hatte?

Es war ein Gedanke, der mir durch den Kopf schoß, den ich aber nicht aussprach, denn noch mußten wir uns von der Überraschung erholen. Auch Suko hatte damit nicht gerechnet. Ich hörte ihn leise fluchen. Er bewegte seine Hand heftiger, weil er die gesamte Länge des Ganges durchleuchten wollte, aber auch an anderer Stelle war diese tote Nonne nicht zu sehen.

Ich wollte es genau wissen.

Mit gezogener Waffe durchsuchte ich die links und rechts liegenden Kammern oder Zimmer.

Auch dort fand ich keine Leiche. Nur die beiden Kinderwiegen standen da, als wären sie vergessen worden.

Langsam drehte ich mich um.

Suko wartete auf mich nahe der Tür. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck, als er fragte:
»Verdammt noch mal, John, was haben wir falsch gemacht?«
»Keine Ahnung.«
»Sie sind weg. Sie waren tot, jetzt sind sie weg. Was bleibt? Man hat sie zu lebenden Leichen gemacht, die uns zuvor noch ein perfektes Schauspiel gegönnt haben.«
»Ja«, murmelte ich, »so hat es den Anschein.«
»Aber du glaubst mir nicht?«
»Das ist schwer…«
»Was stört dich?«
Ich hob die Schultern. »Laß uns nach den anderen schauen. Mal sehen, wie es auf der Kellertreppe aussieht.«
»Okay, einverstanden.«
Auf leisen Sohlen kehrten wir zurück in die Halle, wo sich ebenfalls nichts verändert hatte. Den Grund konnte ich nicht nennen, aber ich kam mir beobachtet vor. Es mochte an dem Wissen liegen, reingelegt worden zu sein. Man trieb ein Spiel mit uns, und ich wollte nicht unbedingt in der Hauptrolle stehen.
Der Weg zum Keller.
Alles war einfach.
Die Tür aufziehen, die Treppe sehen, die Stufen hinableuchten und erkennen, daß alles noch so war wie zuvor.
Nichts von dein stimmte.
Suko hatte zwar die Tür geöffnet, wir sahen auch die Treppe, deren Gestein im Licht unserer Lampen funkelte, aber wir entdeckten keine einzige Leiche.
Die toten Namenlosen Nonnen waren allesamt verschwunden, und nur ihre Waffen hatten sie uns als höhnisches Erbe hinterlassen…

***

»Jetzt weiß ich gar nichts mehr«, flüsterte der Inspektor. »Ich bin so gut wie am Ende mit meinem Latein.«
Da konnte ich ihm nicht widersprechen, denn ich war es ebenfalls. Wir hatten einen Schlag ins Leere geführt. Wer immer im Hintergrund Regie führte, er war uns stets einen Schritt voraus.
Aber der Geruch des Todes hatte sich gehalten. Er schwebte über der Treppe, deren Stufen ich jetzt hinabging. Die Echos meiner Schritte kamen mir vor wie Hohngelächter. Als ich den Fuß der Treppe erreicht hatte, blieb ich stehen und leuchtete dorthin, wo wir ebenfalls eine Nonne entdeckt hatten.
Auch sie war verschwunden.
Suko kam ebenfalls die Treppe herab. Ich kümmerte mich nicht um ihn, denn ich wollte nach Gitta, der Anführerin, schauen. Sie hatte in

einer Zelle gelegen. Da Gitta verschwunden war, standen wir wieder am Anfang!

Auch Suko hatte mittlerweile die Zelle erreicht. Er blieb neben mir stehen und hob die Schultern.

Eine Geste, die alles ausdrückte was er empfand. »Wohin?« fragte er. »Wohin sind sie gegangen, wenn überhaupt. Wir haben nichts, rein gar nichts von ihnen gesehen, als sie das Kloster verließen.«

Suko hatte wohl mehr zu sich selbst gesprochen, ich nahm den Faden trotzdem auf. »Ich habe keine Ahnung. Sind sie überhaupt gegangen oder einfach verschwunden?«

»Die sind weg, John!«

Ich nickte und schritt dabei die Maße der Zelle ab. »Du hast recht, du hast in allem recht. Aber mir kommt es vor, jetzt lach mich nicht aus, als hätten sie sich aufgelöst. Es gibt keine Spuren, es gibt nichts. Auch Zombies hinterlassen Spuren. Da unterscheiden sie sich nicht einmal von den Menschen.«

»Hilf mir mal auf die Sprünge.«

»Ganz einfach. Schau dir den Boden an. Keine Abdrücke, keine Schleifspuren, obwohl an einigen Stellen eine Staubschicht zu sehen ist. Das meine ich.«

Suko nickte nur.

Ich sprach weiter. »Da ist mir noch etwas eingefallen. Wer steht eigentlich hinter ihnen? Wer hat ihnen geholfen? Die Zwillinge? Nein, es gibt sie nicht mehr. Sie müssen noch eine andere Spur gelegt haben, davon gehe ich aus.«

»Andere Helfer, meinst du?«

»So ist es.«

Suko lächelte, als er zur Gittertür ging und sich dort anlehnte. »Da fällt mir noch einer ein.«

Ich schaltete schnell. »Der Erfrorene.«

»Genau der. Die Geschichte mit dem Leichenmantel.« Als er sah, daß ich protestieren wollte, winkte er schnell ab. »Ich weiß, John, daß es unwahrscheinlich klingt, aber in dieser Situation rechne ich mit allem. Der Leichenmantel und die verschwundenen Namenlosen Nonnen stehen in einem Zusammenhang.«

»Daran glaubst du?«

»Glauben heißt nicht Wissen, das weiß ich selbst. Aber ich kann mir keine andere Lösung vorstellen.«

Ich räusperte mich. »Das zu beweisen, wird nicht einfach sein.«

»Vielleicht haben sie deshalb das Kloster auch so leicht in Besitz nehmen können. Weil hier schon etwas vorhanden gewesen ist, und das haben die Nonnen gewußt.«

»Ist eine Alternative.«

»Jetzt brauchen wir nur herauszufinden, was daran stimmt.«

Suko wollte nicht mehr länger in der Zelle bleiben, er verließ sie. Ich warf noch einen letzten Blick in die Runde und folgte meinem Freund, der im Gang stehengeblieben war. Sein Gesicht hatte einen lauernden Ausdruck angenommen. Er blickte in das Dunkel hinein, er suchte die Wände und auch die Decke ab, dann beschäftigte er sich mit dem Boden, über den der scharfe Lampenstrahl hinwegglitt. »Du hast recht, John. Es gibt keine Spuren. Es ist nichts da. Sie haben sich in Luft aufgelöst, sie haben…«

»Hör mal auf.«

»Was ist denn?«

Ich schüttelte den Kopf und ging von ihm weg, denn mir war etwas aufgefallen. Mit dem Zeigefinger deutete ich dorthin, wo das Kreuz an meiner Brust hing.

»Spürst du etwas?«

Ich nickte. Es war kein Brennen, keine direkte Hitze, aber ich hatte festgestellt, daß sich das Kreuz erwärmte. Ein leichtes, beinahe schon sanftes Strahlen breitete seine Kreise aus, eine kitzelige Warnung, die ich nicht ignorierte.

Sicherheitshalber holte ich das Kreuz unter der Kleidung hervor. Als es frei auf meiner Handfläche lag, war nichts zu sehen. Kein Schimmern, kein Blitzen, aber die leichte und schon unnatürliche Wärme blieb auch weiterhin bestehen.

Suko strich mit einem Finger über die Oberfläche hinweg und nickte. »Ja, da ist was.«

»Stimmt. Leider nicht genug.«

»Es reicht doch, wenn du weißt, daß wir hier…«

»Psst!«

Er schwieg, denn mir war etwas aufgefallen. Ich hatte den Eindruck, als wäre die Welt um mich herum in Bewegung geraten. Derartige Momente kannte ich. Es hing nicht mit meinem Kreislauf zusammen, es war tatsächlich die Umgebung, die sich auf eine gewisse Art und Weise veränderte, obwohl sie im Prinzip gleich blieb.

Nur öffnete sie sich.

Ein Phänomen, das mit einer Dimensionsverschiebung zu tun haben konnte, denn in diesem Augenblick sah ich hinter die Dinge. Ich entdeckte, daß es noch etwas gab, das wir einfach sehen mußten.

Das Böse hatte sich offenbart, diese Kraft, die hinter der normalen lauerte, eine metaphysische Macht, Es passierte mit den Wänden.

Ich war so beeindruckt oder auch geschockt, daß ich den Atem anhielt, denn die Wände waren in gewisser Hinsicht zu einer Leinwand geworden. Sie hatten sich uns geöffnet, offenbart, wir schauten hinein und waren fasziniert.

In ihnen sahen wir etwas!

Und was wir dort entdeckten, war unglaublich, denn um uns herum

waren die zehn toten Namenlosen Nonnen versammelt…

***

Sie boten ein Bild des Schreckens. Ein großes apokalyptisches Gemälde, das sich unseren Augen öffnete und von uns beiden kaum begriffen werden konnte.

Wir hielten beide den Atem an, als wir mitbekamen, welches lautlose Grauen sich abspielte.

Wer immer die Toten zu sich in seine Welt geholt hatte, er war dabei, sie zu benutzen, und er brauchte etwas von ihnen, um sich selbst zu stärken. So schrecklich es sich auch anhörte, so unwahrscheinlich es auch war, aber wir erlebten es mit.

Die Toten verloren ihre Haut!

Da waren unsichtbare Kräfte dabei, sie auf schaurige Art und Weise zu verändern. Von einer Vernichtung konnte man nicht sprechen, denn sie waren schon gestorben. Aber die andere Macht wollte mehr und häutete die Namenlosen Nonnen.

Für uns war es schwer, diese Szene zu begreifen. Irgendwo blockierte auch etwas in unserem Gehirn, denn dieses Grauen konnte schon als namenlos angesehen werden.

Es waren auch keine Menschen mehr. Was da in der Wand eingeschlossen war, glich eine Riege von Puppen, um die man sich kümmerte. Sie verloren ihre Haut wie Schaufensterpuppen die Kleidung, und dabei rann nicht ein Tropfen Blut aus den Wunden.

Wo sich das alles abspielte, war für uns nicht nachvollziehbar. Zwar sahen wir die schrecklichen Szenen zum Greifen nahe vor uns, das aber täuschte.

Hinter diesen Wänden lag etwas anderes als normales Mauerwerk, hier hatte sich eine fremde Dimension aufgebaut, eine fürchterliche Jenseitswelt, das Reich eines Dämons, die Dimensionen des Schreckens und Unfaßbaren.

Ich traute mich und faßte die Wand an.

Meine Hand traf auf Widerstand. Da war nichts Weiches, durch das ich greifen konnte. Die Wand blieb, aber in ihr sahen wir das Leid der Toten. Sie verloren ihre Haut der Reihe nach. Was zurückblieb, war ein unförmiges Etwas als Körper, durch das hin und wieder das helle Gebein der Knochen schimmerte.

Grausame Puppen malten sich in der Wand ab. Es gab keine Gesichter mehr, wir sahen einfach nur schaurige Köpfe ohne Nasen, Augen oder Münder. Und wir konnten auch nicht unterscheiden, wer da mitmischte. Es gab eben die Kraft aus der anderen Dimension, der Hölle, wie immer, die hier vor unseren Augen zuschlug.

Eine Namenlose hieß Gitta. Aber wir sahen nicht, wer sie gewesen war, denn letztendlich sahen alle Nonnen gleich aus.

Bis zum Schluß schauten wir zu.

Dann gab es keine Namenlose mehr, die noch einen Fetzen Haut auf dem Körper getragen hätte. Ich hörte mich selbst leicht stöhnen, wobei ich den Kopf schüttelte wie jemand, der rein gar nichts begreifen konnte. Der einfach überrascht worden war von dem Grauen aus einer anderen Welt.

Die Bilder verschwanden.

Sie zogen sich zurück, in eine Tiefe, die wir als solche nicht einmal ausloten konnten. Hinein in ihre Welt, und dann lagen die Wände und Mauern wieder normal vor uns.

Ich hörte mich selbst atmen - oder war es schon ein Stöhnen? Ich wußte es nicht. Der Schock dieser schrecklichen Bilder jedenfalls klang noch lange in mir nach.

Auch Suko sah aus wie ein Mensch, der neben sich selbst stand. Er schüttelte den Kopf, als könnte er nicht fassen, was er soeben gesehen hatte.

Um überhaupt etwas zu tun, hob ich die Lampe und leuchtete die Wände ab. Da war nichts mehr, was sich bewegte. Es gab keine Szene in ihr. Sie hatten wieder ihr normales Aussehen angenommen, und das Erlebte erschien uns wie ein grausamer Alptraum.

Auch Suko wollte es genau wissen. Seine leise Stimme schwang mir entgegen. »Du hast… du hast… das gleiche gesehen wie auch ich, John? Oder nicht?«

»Doch, das habe ich gesehen.«

»Die Nonnen, die Toten sind geholt worden und haben ihre Haut verloren. Wer tat es?«

Mir fiel eigentlich nur eine Antwort ein. »Es muß dieser Erfrorene gewesen sein.«

»Meinst du?«

»Ich habe keine Alternative.«

Suko suchte noch immer nach einer anderen Erklärung. »Kann es nicht auch die Rache Josephiels gewesen sein?«

»Der existiert nicht mehr.«

»Und ein Helfer?«

Ich hob die Schultern. »So kompliziert möchte ich jetzt nicht denken, Suko.«

»Ist schon gut. Wir sind wohl beide etwas durcheinander. Jedenfalls haben wir ein neues Problem.«

»Das stimmt.«

Ich wußte auch nicht, wie ich es lösen sollte. Nebenbei fragte ich mich natürlich, ob die Nonnen tatsächlich mit dem Verlust ihrer Haut die Pflicht getan hatten?

Sie umgaben uns noch.

Wir spürten sie.

Ihre Ausstrahlung schlug sich auf mein Kreuz nieder, denn die seltsame Wärme war geblieben. Ein Beweis dafür, daß die Magie hier nicht verschwunden war.

»Was können wir tun?«- fragte Suko in meine Gedanken hinein und schaute mich lächelnd an.

Ich schüttelte den Kopf. »Andere Frage. Können wir überhaupt etwas tun, oder sollen wir etwas tun?«

»Keine Ahnung.«

»Ist das alles?«

Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Nein, das ist nicht alles, aber ich frage mich, ob wir nicht alles auf uns zukommen lassen müssen. Erst danach können wir handeln.«

»Eine gute Lösung. Wobei ich mich frage, was da auf uns zukommt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Nonnen noch weiter mitmischen. Die sind erledigt, die haben ihre Pflicht und Schuldigkeit getan. Wer immer sie benutzt hat, er wird sie nicht mehr gebrauchen. Sie haben sich überschätzt oder waren einfach falsch informiert. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie sich ein derartiges Ende gewünscht haben.«

»Aber wir haben sie hier tot liegen sehen.«

»Richtig. Vergiftet, denke ich.«

»Haben sie das selbst getan?«

Ich nickte. »Sicher.«

»Dann nenn mir den Grund!« forderte Suko.

Da hatte er mich auf eine glatte Fläche geführt. »Ich kann es mir normal nicht erklären, Suko. Aber Logik ist hier nicht angebracht. Vielleicht war es für die Brücke ins ewige Leben, wie auch immer du das interpretieren magst. Wer weiß, was man ihnen versprochen hat und welche Kräfte hier gehaust haben. Das Kloster hat lange leer gestanden. Es wurde erst später von den Nonnen besetzt. Es ist auch nicht groß. Wir finden hier normale Räume vor, wir haben keine Bethallen gesehen, und ich will es mit einem normalen Kloster nicht vergleichen. Hier hat mal jemand gehaust.«

»Eine Person?«

»Nimm es nicht so genau. Ich kann auch von einer negativen Kraft sprechen oder vom Bösen, wie auch immer. Jedenfalls sollten wir uns auf einen neuen Gegner einstellen.«

»Und was ist mit den Nonnen? Vergessen?«

»Ja.«

»Du glaubst also nicht mehr an eine Rückkehr. Sie sind und bleiben in der anderen Dimension.«

»Werden sie denn noch gebraucht? Gehen wir mal davon aus, daß diese andere Kraft im Hintergrund gelauert hat. Daß sie gleichzeitig nichts mit der zu tun hatte, die wir als Josephiel und die Zwillinge

bezeichnet haben. Also kein abtrünniger Engel. Ich will nicht sagen, daß die andere Kraft älter ist, aber sie hat sich nur zurückgezogen gehabt, solange die Nonnen dem Abtrünnigen und seiner Brut Unterschlupf gewährten. Jetzt, wo sie nicht mehr vorhanden ist, kann sich die andere Kraft wieder vorwagen, und das hat sie getan.«

»Gut, John, sehr gut«, lobte Suko.

»Aber?«

»Uns fehlt der Beweis.«

Ich lachte leise. »Du kannst versichert sein, daß wir uns den holen werden, mein Lieber.«

»Hier unten?«

»Nein, ich glaube nicht, daß es etwas bringt. Die Sache hier ist vorbei, jemand ist freigekommen, die Reste der Namenlosen Nonnen bleiben für immer verschwunden.«

Suko lächelte. »Ich wünsche, daß du recht behältst, John. Also können wir die ungastliche Stätte verlassen.«

»So sehe ich das auch.«

»Wie geht es weiter?«

»Wir müssen mit den Frappis reden. Mir geht diese Geschichte von dem Leichenmantel nicht aus dem Kopf. Es ist verrückt, aber ich denke schon einen Schritt weiter.«

»Schön. Und welchen?«

Ich trat dichter an meinen Freund heran. »Kannst du dir vorstellen, daß sich jemand einen Mantel aus der Haut von Toten herstellt? Kannst du das, Suko?«

Er runzelte die Stirn. »Der Mantel aus Menschenhaut. Aus der Haut der Nonnen.« Er trat mit dem Fuß auf. »Allmählich wird es immer wahrscheinlicher.«

»Das denke ich auch.«

»Dann müßten wir also eine Gestalt suchen, die einen derartigen Mantel trägt.«

»Ja, kann sein.«

»Wo sollen wir anfangen?«

»Nicht hier, Suko. Ich glaube nicht, daß er sich hier noch lange aufhalten wird, falls es ihn überhaupt gibt. Wir sollten jedenfalls in der kommenden Nacht wach bleiben. Es kann sein, daß er Triviso zu einem Ort des Grauens machen will.«

»Na ja«, sagte Suko und hob die Schultern. »Hier jedenfalls haben wir nichts mehr zu suchen - oder?«

»Bestimmt nicht.«

Wir wandten uns wieder der Treppe zu. Diesmal sprachen wir nicht. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Obwohl wir keine dieser abtrünnigen Nonnen sahen, hatte ich zumindest den Eindruck, sie noch um mich zu haben. Waren es ihre Geister, die uns aus ihrer Welt

beobachteten?

Auf dem Weg zur Treppe erreichte etwas Fremdes mein Gehirn. Es war ein bestimmter Druck, dem ich auch nichts entgegenzusetzen hatte. Kein Kopfschmerz, ich stellte nur fest, daß etwas Kontakt mit mir aufnehmen wollte.

Gedanken durchströmten mein Gehirn. Sie waren zahlreich, sie ließen sich nicht aufhalten, sie zirkulierten, aber ich konnte nicht herausfinden, wer Kontakt zu mir suchte.

Möglicherweise waren es die Geister der Namenlosen Nonnen, die sich hier aufhielten und in ihrer Verzweiflung versuchten, näher an die Menschen heranzukommen.

Manchmal hörte ich auch Stimmen.

Ein scharfes Flüstern, vermischt mit einem kurzen, trockenen Lachen, als hätten sich die Wesen einen Spaß daraus gemacht, mich zu ärgern.

Ich ging weiter auf die Treppe zu. Die Stimmen in meinem Kopf ignorierte ich, und sie verstummten auch sehr bald, kaum daß ich mit dem rechten Fuß die unterste Stufe berührt hatte.

Ich blieb für einen Moment stehen, denn die Normalität irritierte mich plötzlich.

Suko blieb an meiner Seite. »Was hast du?«

»Jetzt nichts mehr.«

»Sondern?«

Ich wollte ihm nichts sagen. Das hätte ihn nur mehr verunsichert. »Laß uns endlich gehen.«

Wir stiegen hoch. Unbewußt gingen wir sehr leise hoch.

Wie auf ein geheimes Kommando hin blieben wir stehen. Bisher waren wir die einzigen lebenden Personen in diesem Kloster gewesen. Das schien sich nun geändert zu haben. Jemand hatte den Bau betreten und ging in der Halle auf und ab. Dabei gab er sich keine Mühe, leise zu sein. Er durchschritt sie, und bei jedem Schritt trat er sehr hart auf.

Suko schaute mich an und sah zu, wie ich einen Finger gegen die Lippen legte.

Zu sagen brauchte ich nichts. Wir verstanden uns blind. Beim Weitergehen schlichen wir. Sehr vorsichtig und so leise wie möglich bewegten wir uns nach oben. Die Blicke in die Höhe gerichtet, die Ohren gespitzt. Wer immer sich dort oben bewegte, er gehörte sicherlich nicht zu uns. Er war auch bestimmt kein Mensch aus dem Ort, denn von den Bewohnern traute sich niemand, das Kloster freiwillig zu betreten. Dort oben schlich jemand her, der mit den Nonnen in einer Verbindung stehen mußte, und sei es durch ihre Haut. Er war nicht zu überhören.

Die Hälfte der Stufen lag hinter uns. Die kleinen Lampen schalteten wir nicht an. Nur keine Aufmerksamkeit erregen, wenn, dann wollten

wir den anderen überraschen.
Plötzlich verstummten die Trittgeräusche.
Es wurde so still, daß auch wir nicht weitergingen, um die Ruhe nicht zu stören.
Sekundenlang standen wir auf einer Stufe wie eingefroren. Wir warteten ab, ob das andere Wesen reagierte. Das war nicht der Fall. Es blieb in der Halle.
Suko nickte. Er wollte weiter gehen. Ich tat es ihm nach, und wir ließen die nächsten drei Stufen so lautlos wie möglich hinter uns, als sich der Unbekannte ebenfalls in Bewegung setzte. Wenn uns nicht alles täuschte, ging er zur Tür.
Das stimmte auch.
Wir hörten, daß sie geöffnet wurde, denn dieses Geräusch kannten wir beide.
Dann hielt uns nichts mehr.
Wir jagten hoch, erreichten auch die Halle. Die Tür stand noch offen, das Licht des Abends floß in die Halle hinein, als wollte es einen blassen See bilden.
Und es war gut so, denn durch die Helligkeit sahen wir auch ihn, den Mann, die Gestalt.
Er bot ein Bild des Schreckens!

***

Wir waren nicht fasziniert, wir waren von diesem Wesen abgestoßen. E: schaute uns an, und beim ersten Blickkontakt war ich durcheinander. Da stand tatsächlich ein braunes Skelett vor uns, größer als ein Mensch, so sahen wir es.
Ein Skelett, das eine altertümliche Axt trug. Er beschützte auch den überaus häßlichen, braunen Schädel mit den leeren Augenhöhlen, aber nicht nur das, er beschützte auch die Kleidung des Unheimlichen.
Sie gab uns einen Stich!
Es war der Augenblick des Erkennens. Die Tatsache, daß andere, kaum glaubliche Dinge zu einer fürchterlichen Wahrheit geworden waren, denn diese Person trug einen Mantel aus Leichen, aus Haut, wie auch immer. Er umhing ihn wie ein schwerer Sack.
Zudem wehte uns ein widerlicher Geruch von diesem Unheimlichen entgegen, so daß sich uns beiden der Magen umdrehte. Wir hielten den Atem an, keiner wollte diesen Gestank einatmen.
Wie lange wir auf dem Fleck gestanden hatten, war nicht zu messen. Zumindest mir kam es vor wie eine kleine Ewigkeit. Suko bewegte sich neben mir. Schon allein das Zucken reichte aus, um die fürchterliche Gestalt zu warnen.
Plötzlich zog sie sich zurück.
Da war nicht nur einfach der Schritt nach hinten. Nein, sie drehte

sich gleichzeitig sehr schwungvoll, so daß der Mantel aus Leichenhaut dicht oberhalb seines Saums in die Höhe flog, sich dann wieder senkte, doch da war die Gestalt bereits weg.

Fliegen sollte sie nicht, aber sie war unheimlich schnell.

Als wir liefen, schwang das Echo noch durch die Halle. Aber wir kamen zu spät.

Es war vorbei.

Nichts mehr zu sehen.

Nur die verdammte Tür, auf dessen Klinke Suko seine Hand legte und sie dann aufriß.

Die kühle Abendluft strömte uns entgegen. Sie vertrieb den widerlichen Leichengestank, und wir sahen einen leeren Platz vor uns, wo nur der Opel Frontera stand.

Keine Spur von der Gestalt!

Die Umgebung wirkte wie gemalt. Der Himmel hatte seine Bläue verloren. Er sah sehr düster aus, war aber trotzdem klar. Der Wald grüßte wie ein erstarrtes Gerippe, wie eine Landschaft, die jemand einfach aufgebaut hatte, um sie Wind und Wetter zu überlassen.

Die Restsonne überschwemmte noch im Westen den Himmel und badete die Berggipfel im Feuer.

Ich nahm dieses Panorama einfach auf, weil es nichts anderes zu sehen gab. Ich konnte mich von diesen Dingen nicht lösen und kam mir selbst vor wie in einem Traum, aus dem ich erst erwachte, als Suko mich ansprach. Er hatte inzwischen den Frontera erreicht und war dort stehengeblieben.

»He, träumst du?«

Ich schlenderte auf den Wagen zu. »Nein, ich träume nicht, würde es aber gern, wenn ich an die verdammte Gestalt denke.«

Suko konnte mich verstehen. »Die ist verschwunden, John. Hat sich aus dem Staub gemacht, wie aufgelöst.«

Ich lehnte mich an den Wagen. »Ja«, murmelte ich, »ja…« Dann schaute ich dorthin, wo das kleine Bergdorf Triviso lag. Schlimme Dinge schossen mir durch den Kopf, und ich fragte Suko: »Kannst du dir vorstellen, daß der Mantel noch nicht perfekt ist?«

Mein Freund erschrak. »Moment mal, soll das heißen, daß dieser Typ, wer immer er auch sein mag, sich auch weiterhin auf die Suche begibt.«

»Daran habe ich gedacht.«

Suko verengte die Augen. »Wenn das stimmt, dann… dann leben die Bewohner von Triviso auf einem Pulverfaß.«

»Richtig. Auf einem Pulverfaß. Und die Lunte brennt bereits…«

***

Der Tag neigte sich dem Ende entgegen, und Naomi, die ruhig in

ihrem Bett lag, spürte die Veränderung.

Die junge Frau kannte sich aus. Die Veränderung war anders als sonst, es hatte nichts mit dem normalen Wechsel zwischen Tag und Nacht zu tun, in den sich noch der Abend hineinschob. Nein, hier ging etwas vor, hier war einiges nicht ins Ordnung, und das konnte nur derjenige spüren, der sehr sensibel war.

So wie sie!

Seit diesem intimen Zusammensein mit dem abtrünnigen Engel hatte sich auch bei ihr etwas verändert. Sie konnte es selbst nicht in klare Worte fassen oder begreifen, sie mußte es global nehmen.

Naomi wußte jetzt, daß sie in der Lage war, bestimmte Dinge zu spüren und zu fühlen, die ihr ansonsten verborgen geblieben waren.

Ihr Geist hatte sich auf eine gewisse Weise geschärft, und zwar für Dinge, die außerhalb des menschlichen Wahrnehmungsvermögens lagen. Sie konnte hinter die Dinge schauen, ohne allerdings genau zu begreifen, was dort lag.

Es war unerklärlich, es gehörte zu einem System, an dem sie bisher nur gesprochen hatte. Und es mußte etwas mit dem zu tun haben, was sich im Kloster befand.

Durch ihre Gefangenschaft hatte sie noch mehr an Sensibilität gewonnen. Naomi spürte etwas von diesem Netz, das nicht nur über ihr, sondern über dem gesamten Ort lag und sich allmählich zusammenzog. Irgendwann würde es auf sie niederfallen und sie umschlingen.

Davor fürchtete sie sich, aber sie konnte es auch nicht verhindern und wegdrücken.

Wenn sie den Kopf drehte, fiel ihr Blick auf das kleine Fenster. Dahinter hatte sich nichts verändert.

Sie sah den Ausschnitt des Hangs, auf dem die Bäume wuchsen, die sich mit ihrem starken Astwerk in den Boden eingegraben hatten. Sie hörte aus den Nachbarzimmern Geräusche und leise Stimmen.

Die Frappis waren so unwahrscheinlich nett und hilfsbereit. Nicht daß sie eine Fremde zu sich genommen hatten, nein, sie bemühten sich noch, die Verletzte nicht zu stören, und Naomi empfand es als unwahrscheinlich toll, daß auch noch die beiden Fremden für eine gewisse Weile im Ort geblieben waren. Sie bildeten ihrer Meinung nach einen gewissen Schutz, obgleich sie das ungute Gefühl in ihr nicht vertreiben konnten. Da braute sich etwas zusammen, es verdichtete sich, als wollten die Nonnen noch einmal nachfassen.

Naomi wartete, was ihr schwerfiel. Am liebsten wäre sie aufgestanden, um sich selbst von gewissen Dingen zu überzeugen. Auch fürchtete sie sich vor der kommenden Nacht.

Es würde etwas passieren. Es näherte sich etwas Schreckliches, doch sie wußte nicht, was es war.

Sie lag still und mußte sich einfach fühlen wie eine Gefangene, nur diesmal in einer anderen Umgebung und nicht mehr innerhalb des Verlieses im Kloster.

Jemand klopfte an die Tür.

Damit begann das übliche Ritual. Man wartete nicht auf einen Ruf, derjenige, der etwas von ihr wollte, betrat kurz nach dem Klopfen das Zimmer, und das war in diesem Fall Anna Frappi.

Lächelnd kam sie in das Zimmer. Auf einem Tablett brachte sie eine Teekanne, eine Tasse und einen Teller mit Gebäck. Sie stellte es ab und verteilte die Sachen.

Nickend setzte sich Anna auf den Stuhl, der dicht neben dem Bett stand. »Wie geht es dir?« fragte sie.

Diesmal bemühte sich Naomi um ein Lächeln. »Gut, denke ich. Besser als sonst.«

»Das freut mich.«

Behutsam schob Anna ein dickes Kissen hinter Naomi, so daß sie einen besseren Halt beim Essen bekam. Naomi mußte etwas zu sich nehmen. Sie schaute zu, wie die Frau den Tee einschenkte. Es war ein Gebräu aus einheimischen Kräutern, die in den Gärten wuchsen, und er schmeckte den meisten Menschen.

»Ist alles in Ordnung?« fragte Naomi.

»Ja, alles okay. Was sollte denn nicht in Ordnung sein?«

»Ich weiß es nicht.«

»Trink erst einmal.«

»Danke.«

Der Tee tat ihr gut. Naomi hielt die Tasse mit beiden Händen. Während des Trinkens schaute sie Anna an, die sich darüber freute, daß es der Kranken schmeckte. Sie wartete, bis die Tasse leer war, und stellte sie wieder zurück auf das Tablett.

»Hast du Hunger?«

»Kaum, danke. Der Tee hat gutgetan.«

»Das Gebäck habe ich selbst gebacken. Du solltest es probieren. Ich habe nur gute Zutaten genommen.«

Naomi lächelte. »Das weiß ich. Ihr… ihr seid alle so gut zu mir. Ich kann mich nicht revanchieren und…«

»Das brauchst du auch nicht. Wir sind schließlich alle Nachbarn hier. Da muß man dem anderen helfen, wenn es dem schlecht geht.«

»Das ist toll.« Naomi streckte den Arm aus. »Ich werde mal ein Stück probieren.«

»Bitte«.

Die Kranke nahm das Gebäck. Sie biß es in der Mitte durch, kaute und nickte dann. »Doch, es schmeckt gut.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Darf ich noch?«

»Gern. Möchtest du auch Tee?«
»Ja.«
Sie bekam eine zweite Tasse eingeschenkt. Naomi beobachtete Anna Frappi, doch sie konnte nichts an ihr entdecken, was anders gewesen wäre als früher. Falls es eine Gefahr gab, hatte Anna sie noch nicht bemerkt, was Naomi als schlimm ansah.
»Morgen wird noch einmal ein Arzt kommen und nach dir schauen«, sagte die Frau.
»Mir geht es viel besser.«
»Und deine Kopfschmerzen?«
»Spüre ich kaum noch.«
Anna zeigte ein ernstes Gesicht.
»Trotzdem muß du ruhig liegenbleiben. Und wenn alles vorbei ist, wirst du wieder so sein wie früher. Das kann ich dir versprechen.«
»Ich hoffe es.«
»Bestimmt.« Sie deutete auf das letzte Stück Gebäck. »Hier, nimm es. Ich möchte es nicht selbst essen.«
»Danke.« Naomi aß, Anna schenkte Tee nach, und die Verletzte trank auch noch die halbe Tasse leer. Erst dann waren beide Frauen zufrieden, wobei sich Anna erhob. »Wir werden später noch einmal nach dir schauen. Sonst noch Fragen?«
»Ja, Anna.«
Sie hatte das Tablett schon angehoben. »Bitte?«
»Diese beiden Fremden aus England. Sind Sie… Sind Sie noch im Ort?«
»Aber sicher. Sie werden auch noch bleiben.«
»Wie lange?«
»Zumindest diese Nacht.«
»Das ist gut«, flüsterte Naomi erleichtert. »Das ist wirklich gut, muß ich dir sagen.«
Anna Frappi schüttelte den Kopf. »Wieso bist du…?«
»Ist schon gut, Anna. Ich habe nur… nun ja, ich dachte, daß es anders kommen könnte.«
»Bitte, drücke dich deutlicher aus.«
»Es ist nichts«, flüsterte sie. »Manchmal habe ich mir eben eingebildet, daß eine Gefahr lauert. Aber du hast ja nichts gespürt und auch nichts gesehen.«
»So ist es. Das sind bestimmt nur Träume.«
Sind es nicht. Das sagte Naomi nicht, sie dachte es nur und erkundigte sich noch, ob Carla sie nicht besuchen könnte.
»Ich werde es ihr sagen.«
»Danke, das ist nett.« Zu Carla hatte Naomi ein besonderes Verhältnis. Früher war das nicht so, aber in der letzten Zeit hatte sie festgestellt, daß Carla ihrem Alter weit voraus war. Mit ihr konnte sie

sprechen wie mit einer erwachsenen Person, und Carla scheute sich auch nicht, an Dinge zu glauben, die andere mit einem Lächeln abtaten. Sie war sehr verständnisvoll, was Naomi gerade jetzt brauchte, wo sie spürte, daß sich etwas zusammenbraute.

Die Gefahr war noch nicht vorbei. Die alte vielleicht, aber es war etwas Neues entstanden, das spürte Naomi genau. Sie war sehr sensibel geworden.

Zwar wußte sie nicht, was da auf sie zukam, sie hoffte jedoch, mit Carla darüber sprechen zu können und wartete voller Ungeduld auf das Eintreffen des Mädchens.

Dabei drehten sich ihre Gedanken um die Gefahr. Was konnte es sein? Welches verdammte Erbe hatten die Namenlosen Nonnen denn hinterlassen? Mit ihnen war niemand aus dem Dorf zurechtgekommen. Ein jeder hatte sie gemieden, das alte Kloster war tabu gewesen, und wenn sich eine der Nonnen in Triviso gezeigt hatte, waren die Menschen so schnell wie möglich aus ihrer Nähe verschwunden. Ihnen haftete der Geruch des Bösen an, des Negativen und des Grauens.

Naomi wußte nicht, was mit den bösen Frauen geschehen war. Sie hatte auch nicht fragen wollen, zumindest nicht Anna Frappi. Bei Carla war das etwas anderes. Zu ihr hatte sie ein besonderes Vertrauensverhältnis aufgebaut. Sollten die Nonnen das Kloster verlassen haben? Befanden sie sich noch dort?

Fragen über Fragen, auf die Naomi keine Antwort wußte. Aber die Bedrohung blieb. Da schlich etwas Böses durch den Ort. Etwas, das sie nicht fassen oder begreifen konnte, das aber vorhanden war und auch immer näher an sie herankam.

Ihre Nervosität nahm zu und war nicht mehr zu verbergen. Naomi blieb zwar noch im Bett liegen, schaute aber immer öfter zum Fenster. Sie wartete voller Gier auf das Erscheinen der Zwölfjährigen.

Deren Stimme hörte sie schon von draußen her. Naomi konnte nicht verstehen, was sie sagte.

Anna Frappi hatte ihr Versprechen gehalten und Carla Bescheid gesagt. Wenige Sekunden später klopfte es an der Tür, dann wurde die Klinke nach unten gedrückt, und Carla Frappi betrat mit einer sehr vorsichtigen Bewegung die Schwelle.

»Du kannst ruhig kommen, ich liege nicht im Sterben«, sagte Naomi und lachte dabei.

Carla schloß die Tür. Sie ging schneller auf das Bett zu. Bei jedem Schritt wippten die langen, schwarzen Zöpfe. Auf dem Stuhl, auf dem auch ihre Mutter gesessen hatte, nahm sie Platz und strahlte Naomi an. »Soll ich dir etwas sagen?«

»Ja, gern.«

»Du siehst schon viel besser aus, viel, viel besser.«

»Hör auf, das sagst du nur so.«
»Nein, glaub es mir. Es ist so. Du hast dich wirklich toll erholt.«
»Ja, vielleicht, aber wie geht es für mich weiter?«
Carla winkte ab. »Da wird sich bestimmt eine Lösung finden. Daran glaube ich fest.«
»Mal sehen.«
»Jetzt hast du aber traurig gesprochen.«
»Findest du?«
»Wenn ich es dir sage.«
»Dann hast du recht, Carla. Ich bin auch traurig.«
Das Mädchen nickte. »Mir brauchst du das nicht zu sagen. Ich weiß ja, was du durchgemacht hast. Andere wären schon zerbrochen. Du bist unheimlich stark, das sagen alle.«
»Laß mal«, murmelte Naomi, »so stark bin ich auch nicht. Das eine ist vorbei, da hast du recht…«
Sie legte eine Kunstpause ein, um die Worte wirken zu lassen.
Damit lag sie genau richtig, denn Carla fragte: »Und wie geht es weiter? Was wolltest du sagen?«
»Ich weiß nicht so recht.«
»Komm, rück schon raus damit. Du hast von dem einen gesprochen. Das hat sich angehört, als gäbe es noch ein zweites.«
»Ich glaube schon«, murmelte Naomi.
»Wie? Was ist es?«
»Das kann ich schlecht sagen, ehrlich. Aber… aber ich habe seit kurzem Angst, schreckliche Angst.«
Carla war überrascht, das zu hören. Sie schüttelte den Kopf. »Angst? Vor wem denn?«
»Das weiß ich nicht.«
Carla lachte. »Dann brauchst du doch keine Angst zu haben, wenn du nicht weißt, wovor.«
»Doch, habe ich. Da ist noch etwas. Ich weiß ja nicht, was mit den Nonnen geschehen ist, aber ich bin sicher, daß dieses Fremde von ihnen ausgeht. Von ihrem Kloster. Du mußt es mir glauben, Carla. Ich spüre seit kurzem anders als früher. Es gibt Dinge, die kann man nicht einfach zur Seite schieben. Die haben sich in meinem Kopf festgesetzt. Das ist alles so furchtbar, auch deshalb, weil ich es nicht in Worte fassen kann. Ich… ich… wollte mit dir sprechen, du wirst mich sicherlich verstehen, denke ich mal.«
Carla nickte, auch wenn sie noch nicht hundertprozentig überzeugt war. Aber schon längst hatte sie an etwas anderes gedacht und fragte mit leiser Stimme: »Denkst du an ihn…?«
»Wieso?«
»Nun ja, da ist noch etwas gewesen, das auch mit dem Kloster zusammenhängt.«

»Was denn?«

»Hast du nie etwas von dem Einsiedler gehört, der im Kloster erfroren ist?«

»Nein, habe ich nicht. Ehrlich.«

Carla hob die Schulter. »Wie solltest du auch? Es wissen ja nur wenige.«

Naomi nahm Carlas Hand. »Kannst du mir denn nichts darüber erzählen? Bitte.«

Das Mädchen hob die Schulter. »Ich weiß nicht, ob ich dich in deinem Zustand belasten soll.«

»Versuch es einfach.«

»Nun ja«, begann sie zögerlich, »es ist so. Das Kloster hat ja seine Geschichte. Es steht schon ziemlich lange. Meistens war es leer, aber nicht immer. Vor den Nonnen hat noch jemand dort gewohnt. Lange vor ihnen, sage ich mal.«

»Wer denn?«

»Dieser Mann. Ein Einsiedler. Ein komischer, das hat mir eine alte Frau erzählt, die ihn gekannt haben muß. Damals war es hier noch schlimmer. Die Leute hier in Triviso haben nichts mit ihm zu tun haben wollen. Er lebte ja als Einsiedler. Im Sommer konnte er sich noch ernähren, aber im Winter sah es schlecht aus. Da war kein Vieh auf der Weide, da wuchs nichts in den Gärten, das er hätte stehlen können, und er ist dann in diesem Kloster erfroren, weil er keine Kleidung hatte.«

»Dann ist er doch tot.«

Carla seufzte. »Sollte man annehmen.«

»Du nimmst es nicht an?«

»Ich bin mir aber nicht sicher.«

»Was bedeutet das?«

»Die alte Frau hat es gehört. Sie hat ihn reden gehört. Kurz vor seinem Tod muß er die Menschen verflucht haben, die einmal das Kloster betreten haben. Er hat gesagt, daß er sich einen Mantel aus Menschenhaut herstellen würde, daß ihm der Teufel dabei helfen würde, denn er würde ihn und andere Dämonen gut genug kennen. Er würde sich später einen Leichenmantel herstellen. Er hat schauerlich gelacht und erklärt, daß er schon dafür sorgen würde, nicht in Vergessenheit zu geraten.«

Naomi hatte zugehört. Ihr Mund stand offen. Die Augen bildeten zwei staunende Kreise. »Ja«, flüsterte sie nach einer Weile. »Ja, ich denke, das ist es.«

»Was ist was?«

»Die Gefahr, Carla. Die Gefahr, die ich gespürt habe. Jemand hat sich befreit, sage ich dir. Jemand ist unterwegs. Ich spüre ihn genau. Da ist etwas Furchtbares geschehen, das keiner begreifen kann und will.

Aber ich spüre, daß es zurückkehrt.«

»Du meinst ihn?«

»Ja, den mit dem Leichenmantel. Er kommt. Er hat sich gelöst. Er hat seinen Mantel fertig.«

»Sag nicht so etwas!« zischelte Carla und erhob sich. »Bitte, das kannst du nicht tun.«

»Doch, Carla, das kann ich. Du darfst nicht die Augen verschließen. Du mußt die anderen warnen und auch die beiden Fremden, die uns geholfen haben. Sie müssen alles wissen, denn nur sie können das Grauen und den Tod stoppen.«

»Aber da ist nichts.«

»Stimmt, Carla da ist nichts. Da ist noch nichts, denke daran. Aber es wird etwas sein, das kann ich dir versprechen. Ich habe es noch nicht gesehen, aber ich habe es gespürt. Das Grauen kommt. Der Tod ist unterwegs, und er hat sich eingehüllt in einen Mantel aus Leichen. Dieses Kloster ist verflucht, es ist ein Ort des Bösen. Ihr… ihr solltet es abbrennen, dem Erdboden gleichmachen. Dann habt ihr vielleicht die Reinigung. Ich liege hier fest, ich kann es nicht, aber wenn du mit den beiden Männern sprichst, habt ihr vielleicht eine Chance. Sie würden es tun, sie würden dich bestimmt unterstützen, daran glaube ich fest.«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Aber sie lachen mich aus.«

»Nein, nein.« Naomi sprach hektisch. Auf ihren Wangen zeichneten sich rote Inseln ab. Sie war in ihrem Element, und sie fühlte sich nicht mehr als Kranke. »Du mußt die Dinge anders sehen und alles Störende beiseite lassen.«

»Das kann ich ja versuchen.«

»Es ist wichtig, es ist ungemein wichtig, für uns alle. Für das Dorf, für die Menschen. Oder willst du sterben? Dieser Leichensammler ist bestimmt noch nicht fertig. Er macht weiter. Er ist… er ist… ein furchtbares Geschöpf. Ich kann ihn nicht als einen Menschen ansehen, tut mir leid. Das ist ein Geschöpf der Hölle… der Hölle…« Sie rang plötzlich nach Atem und verstummte.

Carla hatte sich über Naomi gebeugt und sie an den Schultern angefaßt. So schaute sie in ihr Gesicht. »Bitte, du darfst dich nicht aufregen. Du mußt ruhig bleiben.«

»Ja, ich weiß.«

»Versprichst du mir das?«

Naomi lächelte schwach. »Ich werde es versuchen, aber auch du mußt mir etwas versprechen.«

»Gut, abgemacht.«

Naomi holte noch einmal Luft, wobei sie auch ihre Gedanken sammelte.

»Du mußt mit den beiden Männern reden und ihnen Bescheid sagen. Verspricht du mir das?«

»Ich werde sie finden, Naomi, aber sie wissen bereits Bescheid. Ich kenne ja die Geschichte sehr gut, und ich habe sie ihnen schon erzählt.«

»Was?« staunte die Kranke. »Du hast sie ihnen…«

»Ja, erzählt.«

»Und was ist passiert?«

»Nichts, denke ich. Sie wollten noch zum Kloster gehen und sich überzeugen.«

»Dann können sie tot sein.«

Carla zuckte zurück. »Bitte, sag doch nicht so etwas. Warum sollen sie tot sein?«

»Ich weiß es ja auch nicht. Aber sie sind Menschen, und der andere… der andere ist…«

»So«, sagte Carla in den Satz hinein. »Du bleibst jetzt hier ruhig liegen. Ich werde gehen und die Männer suchen. Ich werde mit ihnen reden, und sicherlich wollen sie dann zu dir kommen und noch einige Einzelheiten hören.«

»Das wäre gut.«

Carla lächelte, bevor sie einen Finger auf ihre Lippen legte. »Zu keinem ein Wort!«

»Versprochen. Und sag du deinen Eltern auch nichts.«

»Darauf kannst du dich verlassen.« Carla ging zurück und winkte Naomi noch zu. »Es bleibt unser Geheimnis.«

Ja, Ja!

Diese Antwort gab sie mit den Augen, dann schaute sie nur auf die geschlossene Tür und hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken. Erleichterung wollte sie nicht überkommen. Es hatte sich einfach zu viel verändert. Noch hatte der Schrecken für sie keine Gestalt bekommen, aber er war da und lauerte.

Draußen hatte die abendliche Dämmerung das Licht des Tages abgelöst. Die Welt hatte keine Konturen mehr. Sie war in diesem ungewöhnlichen Licht verschwommen, aber das kannte Naomi, denn dieser Vorgang wiederholte sich jeden Abend.

Der Tag ging, die Nacht kam, und die Angst würde sich bei ihr steigern, davon ging sie aus.

Auch der Mond würde sich bald am Himmel zeigen. Er war fast voll. Nur noch ein winziger Rest fehlte. Von den Bergen im Norden floß der Abendwind hinab ins Tal. Er brachte, daß wußte Naomi, einen frischen Geruch mit, als wollte er den verflossenen Tag noch einmal auf seine Art und Weise verabschieden.

Die Furcht kehrte wieder zurück!

Zwar war sie nie ganz verschwunden, durch die beiden Besucher

jedoch hatte Naomi sie unterdrücken können. Jetzt aber spürte sie das Gefühl doppelt stark, und der leichte Schweißausbruch lag nicht an dem getrunkenen heißen Tee.

Etwas war hier.

Es lauerte.

Es machte sich bereit!

Das Bett war für Naomi zu einer Falle geworden. Sie hätte es gern verlassen, aber sie wußte auch, daß sie wegen der Gehirnerschütterung das Bett hüten mußte.

Gänsehaut und Schweiß lagen auf ihrem Körper. Sie spürte, daß ihr Herz schneller klopfte. Weshalb?

Da hörte sie das Geräusch! Es war unter ihr erklungen. Im Boden! Unfaßbar!

***

Naomi lag regungslos da. Sie hielt den Mund offen, als traute sie sich nicht, auch nur einen Atemzug über die Lippen fließen zu lassen. Was sie da vernommen hatte, war unheimlich und ungewöhnlich. Verzweifelt versuchte sie, ihre Gedanken zu sammeln und eine Erklärung zu finden. Sie überlegte, ob das Haus mit einem Keller ausgerüstet war, damit hätte sie eine natürliche Erklärung finden können, daß sich jemand in den Kellerräumen breitgemacht hatte und so laut gewesen war, daß sie es mitbekam.

Aber sie wußte nicht, ob es den Keller gab. Zudem war es ein Kratzen gewesen, und es hatte sich tatsächlich so angehört, als wäre es dicht unterhalb der Holzbohlen erklungen.

Hatte da jemand an der Kellerdecke gekratzt?

Naomi schluckte.

Sie fürchtete sich, aber sie wartete trotzdem darauf, daß sich das Geräusch wiederholte.

Zunächst geschah nichts.

Tiefe Stille, für Naomi beunruhigend. Hitze und Kälte zugleich hatten sie erwischt. Es kam ihr vor, als hätte der Tod an den Bohlen mit langen Skeletthänden gekratzt.

Jetzt wieder!

Sie vereiste, denn diesmal hatte das Geräusch einen anderen Klang bekommen. Es war härter, und sie hatte auch genau gehört, daß etwas auseinandergebrochen war.

Holz…

Die Bohlen etwa?

Noch einmal das Knirschen. Regelrecht brutal und wütend, von einem Splittern begleitet, an ihrer linken Seite.

Naomi durfte und sollte sich nicht bewegen. Diese Regel warf sie über Bord, weil sie plötzlich den Eindruck hatte, daß es in diesen

Sekunden um ihr Leben ging.

Als sie sich nach links bewegte, schaute sie über die seitliche Bettkante hinweg, konnte den Bohlenboden betrachten und bekam mit, wie eine weitere Bohle brach. Zwei andere waren bereits von dem Druck zerfetzt worden.

Ein Loch war entstanden, aus dem ihr nicht nur die kühle Kellerluft entgegenwehte, sondern ein schrecklicher Gestank, der sie an alte, verweste Körper erinnerte.

Naomi hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Nur mühsam hielt sie den Atem an. Eigentlich hätte sie jetzt schreien müssen, aber sie tat es nicht. Statt dessen glotzte sie in die Tiefe, hinein in das Loch, aus dem das Geräusch geklungen war. Es war einfach schlimm.

Für eine Moment spürte sie den Schwindel, und ihre Knie gaben nach. Alles verschwamm vor ihren Augen. Fiel sie aus dem Bett? Blieb Sie liegen? Naomi wußte es nicht. Sie hing über der Kante, den Mund offen. Die Augen drohten ihr aus den Höhlen zu treten, und trotz des sich wiederholenden Schwindels erkannte sie sehr deutlich, daß eine Kraft dabei war, das Loch zu erweitern.

Was war da nur?

Warten, riechen, schmecken!

Auf der Zunge hatte sich dieser Gestank ausgebreitet. Es roch nach Leichen, daran gab es nichts zu rütteln. Sie hatte das Gefühl, ihren Magen ausspeien zu müssen.

Beide Hände hielt sie gegen den Magen gepreßt. In ihrem Kopf hatte sich das Blut gesammelt.

Dunkelheit und Helligkeit wechselten einander ab, immer wieder geriet sie in den Taumel hinein, wurde aber auch wieder hervorgezogen.

Dann endlich sah sie klarer.

Nur war es für sie keine Erlösung, denn was jetzt durch das breit genug gewordene Loch aus der Tiefe des Kellers an die Oberfläche stieg, war einfach schrecklich.

Ein braunes Skelett mit Augen, in denen es rötlich glühte. Aber nicht nur das war zu sehen. Das Skelett hielt etwas umklammert, das wie ein Stab aussah und an der Spitze gebogen war.

Eine Sense!

Alt und verrostet, dennoch tödlich.

Dann erschien die freie Hand. Die Knochenklaue griff dorthin, wo das Loch an den Rändern gezackt war. Ein harter Griff, ein leichtes Brechen war zu hören, dann hatte das Skelett freie Bahn.

Es stemmte sich hoch und stieg wie der personifizierte Alptraum aus dem Keller hervor…

***

Um Anna Frappis Lippen huschte ein Lächeln, als sie ihre Tochter sah. »Na, wie geht es dir?«

»Gut.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Anna Frappi stand am Küchentisch. Sie rollte Teig aus, weil sie das Abendessen vorbereitete. Mit schon zurechtgeschnittenen Fleischstücken sollte der Teig belegt werden, und Anna erkundigte sich, ob sie es nicht übernehmen könnte.

»Nein, nein, das mache ich selbst. Du bist mit deinen Gedanken sowieso woanders.«

»Ach - woher weißt du das?«

»Ich sehe es dir an.«

Anna mußte lachen hielt sich aber zurück mit einer Antwort, sondern erzählte davon, daß es Naomi schon recht gut ginge.

»Ja, das habe ich auch festgestellt.«

»Ist das nicht toll? Und stell dir vor, die hat sogar nach den beiden Männern gefragt.«

»Den Engländern?«

»Ja.« Anna nickte.

»Was wollte sie denn von denen?«

»Sie fragte nur, ob sie noch hier im Dorf wären.«

»Ach so.«

»Sind sie das denn?«

»Soviel ich weiß, schon, aber du kannst deinen Vater sicherheitshalber fragen.«

»Mach ich auch. Wo ist er denn?«

»Draußen. Er will noch die Blumen gießen. Du findest ihn an der Pumpe oder im Garten.«

»Ciao, Mama.«

Lächelnd blickte Anna Frappi ihrer Tochter nach. Carla war ihr aller Sonnenschein, und sie hätte es kaum überwinden können, wenn ihr etwas passiert wäre. Dann hätte sie, nein, sie wollte sich nicht mit derartigen Gedanken belasten. Alles sollte seinen normalen Lauf nehmen. Sie würde, sie wollte…

Ihre Gedanken brachen ab.

Da war ein Geräusch gewesen!

Ein fremder Laut, der so gar nicht in die andere Kulisse hineinpassen wollte.

Für einen Moment hielt Anna Frappi den Atem an. Sie wußte auch nicht, wo der Laut entstanden war. Er war einfach nur da gewesen, doch das reichte ihr aus.

Sie wartete.

Nichts wiederholte sich. Alles schien erstarrt zu sein. Vor ihrer so

bekannten Umgebung verspürte sie plötzlich eine bedrückende Angst, als hätten sich in der Nähe gewisse Dinge zusammengezogen und auch verdichtet. Die Hände schwebten über dem ausgerollten Teig und verharrten.

Nichts war geschehen…

Und später?

Sekunden vertropften. Das Geräusch wiederholte sich nicht, und Anna Frappi erwachte als erste aus ihrer Erstarrung. Sie schnaufte, als wollte sie sich auf diese Art und Weise die nötige Luft verschaffen.

Draußen war es still, bis auf die helle Stimme ihrer Tochter. Sie hatte den Vater gefunden und redete mit ihm. Anna kümmerte sich wieder um das Essen. Sie begann damit, den Teig zu belegen, doch das Gefühl der Furcht blieb bestehen.

Carla stand neben ihrem Vater, der den Pumpenschwengel bewegte und so das Wasser in die breite Öffnung der Gießkanne fließen ließ. »Was willst du denn von den beiden?«

»Nur mit ihnen sprechen.«

»Dann warte, bis sie kommen.«

»Haben Sie das denn gesagt?«

»Nicht genau, aber ich denke doch, daß wir sie hier noch sehen. Sie wollten ja zum Kloster und dort noch einmal nachschauen. Morgen wird sowieso die Polizei hier erscheinen.«

»Morgen…«, murmelte das Mädchen und ließ das Wort langsam ausklingen.

»Ja, morgen.« Frappi stellte die Pumpe ab. »Ist was? Hast du etwas dagegen?«

»Nein, nein, wie könnte ich?«

»Eben, wie könntest du?«

»Aber es ist doch schon komisch. Vor uns liegt eine lange Nacht, dann erst kommt der Morgen.«

»Stimmt.« Er lächelte. Dann fragte er, ob die Mutter schon die Pizzen in den Ofen geschoben hatte.

»Nein, noch nicht, aber sie wird rechtzeitig fertig werden!«

»Ich gieße noch die Blumen. Willst du mithelfen?«

»Muß ich?«

Silvio lächelte. »Nein, du mußt nicht, wenn du nicht willst, meine kleine Tochter.«

»Gut, dann nicht.«

Silvio legte eine Fingerspitze unter das Kinn seiner Tochter. »Ich weiß ja, daß du etwas vorhast. Schließlich kenne ich dich lange genug, meine Kleine.«

»Was habe ich denn vor?«

»Du willst zu John und Suko.«

»Ja.«

»Was drängt dich so danach?«
»Naomi hat mit mir gesprochen. Ich soll den beiden erzählen, wie es ihr ergangen ist.«
»Aha, das ist der Grund.«
»Ja, das ist er.«
»Und weiter?«
»Nichts weiter.« Sie erzählte ihrem Vater nichts von den Befürchtungen der Kranken. Es hätte ihn nur aufgeregt. Auf der anderen Seite sehnte sie sich auch aus einem anderen Grund das Gespräch mit den beiden Männern herbei. Sie wollte wissen, was diese im Kloster gesehen hatten. Wie es gewesen war, was mit den Nonnen passieren würde. Das alles strich durch ihren Kopf. Das Mädchen konnte sich nicht vorstellen, daß John und Suko die Frauen der Reihe nach aus dem Kloster geholt und irgendwohin vertrieben hatten. Da mußte es eine andere Lösung geben, dessen war sie sich sicher.
»Dann kannst du sie ja suchen. Triviso ist nicht Zürich oder Bern. Hier ist alles übersichtlich. Ich denke schon, daß du sie irgendwo finden wirst.«
»Klar.«
»Aber blieb nicht zu lange.«
Carla lachte. »Nein, nein, ich bringe die beiden bestimmt mit. Du kannst Mama sagen, daß sie noch die eine oder andere Pizza in den Ofen schieben soll. Die beiden haben bestimmt Hunger, und solche Pizzen wie von Mama haben sie bestimmt noch nicht gegessen.«
Er lächelte. »Meinst du wirklich?«
»Klar.«
»Ich werde es ihr sagen.«
Carla winkte und lief weg. Als sie sich um die Hausecke gedreht hatte und einen schmalen Pfad hochlief, verschwand das Lächeln aus ihrem Gesicht. Ein ernster Ausdruck, überschattet von einer gewissen Furcht, breitete sich aus.
Im Magen spürte sie den Druck. Der Schweiß brach ihr aus. Zwar drehte sich nichts vor ihren Augen, aber in den folgenden Sekunden hatte sie das Gefühl, auf Gummi zu gehen.
Es wurde Zeit. Sie mußte die beiden Männer finden, die zu Freunden geworden waren. Und es war am besten, wenn sie sich an der Straße postierte. Da hatte sie einen guten Überblick.
Sie konnte sowohl abwärts in Richtung Tal schauen, wo das Band der Straße hin und wieder unter Bäumen verschwand, sie sah aber auch, wenn sie den Kopf drehte, zum Kloster hin und würde einen fahrenden Wagen besonders gut erkennen können, wenn die Scheinwerfer eingeschaltet waren und gelbe Lichtbahnen durch das Gelände huschten.
Carla wußte auch, daß sie sich in Geduld fassen mußte. Nichts war

mit den beiden Männern abgesprochen. Sie wußten überhaupt nicht, daß jemand auf sie wartete, dann konnte es durchaus dauern, bis sie erschienen. Schon zweimal war sie ihnen ungerufen über den Weg gelaufen. Bisher hatten die beiden Fremden immer nett reagiert. Ob sie das ein drittesmal taten, war fraglich. Jede Geduld neigte sich einmal dem Ende zu, da bildeten die beiden Engländer bestimmt keine Ausnahme.

Aber Carla konnte manchmal eine Penetranz entwickeln, über die sich ihre Mutter schon geärgert hatte. Zudem verspürte sie den inneren Drang, mit den Männern zu reden. Außerdem hatte sie den Besuch bei Naomi nicht vergessen. John und sein Freund mußten einfach wissen, was Naomi spürte.

Sie selbst war zu schwach, es ihnen zu sagen, und Carla hatte alles behalten.

Warten…

Immer wieder schaute sie auf ihre Uhr.

Die Minuten verrannen. Sie stand mal auf, ging um den Stein herum, setzte sich wieder, war aber unruhig, stand auf - und entdeckte den Schein der Lichter.

Da kam ein Wagen!

Tief atmete das Mädchen durch. Es kannte sich einigermaßen aus. Die beiden Lichtaugen standen ziemlich hoch. Demnach war es ein Geländewagen, der die Kehren hinabfuhr, um das Dorf anzusteuern.

Das waren sie.

Plötzlich klopfte ihr Herz schneller. Sie ließ die Lichter nicht aus den Augen, die zweimal verschwanden, weil ihr eine dichte Baumgruppe die Sicht nahm.

Dann war der Wagen wieder zu sehen und brummte schon in die Kurve hinein.

Sie lächelte für einen Moment und ging beinahe lässig auf die Straße. Genau in der Mitte blieb sie stehen.

Als sie die Arme hob und winkte, schloß sie zugleich die Augen, da sie geblendet wurde. Dabei lächelte sie, und dieses Lächeln vertiefte sich, als der Opel stoppte.

Keiner der beiden Fremden stieg aus. Deshalb ging Naomi hin und blieb an der Beifahrerseite stehen. Sie schaute in John Sinclairs Gesicht und fürchtete sich davor, etwas falsch gemacht zu haben, denn Johns Gesicht sah nicht eben aus, als wäre er von einer fröhlichen Feier zurückgekommen. Er blickte sie ziemlich hart an, aber das konnte auch täuschen, denn seine Stimme klang eher amüsiert als wütend.

»Du mal wieder?«

»Ja, ich.«

»Okay, was ist…?«

»Bitte«, sagte sie, »ich muß mit euch reden.«
»Steig ein.«
Sie stieg ein und nahm auf dem Rücksitz Platz. Dort atmete sie tief durch. »Mann, ich bin richtig froh, daß ich euch noch erwischt habe.« Suko fuhr an und fragte Carla:
»Hast du einen bestimmten Wunsch, wo du parken möchtest, junge Lady?«
»Nein, bei uns.« Sie lachte plötzlich. »Du hast ja sogar italienisch gesprochen.«
»Habe ich das?«
»Klar doch.«
»Und ich dachte, es wäre deutsch gewesen.«
»Ist der immer so lustig?« wandte sich die Kleine an mich.
»Nur wenn er nette Kinder sieht.«
»Ich bin doch kein Kind mehr, John!«
Aus großen Augen schaute ich sie an. »Himmel, wie konnte ich das vergessen, du bist ja schon eine Lady.«
»Das kannst du wohl sagen.«
»Schön, junge Lady. Wir sind gleich da. Du hättest ja auch warten können, bis wir bei euch parken und…«
»Nein, nein, ich war mir nicht sicher, ob ihr kommen würdet. Und es eilt, wirklich.«
»Dann sind wir aber gespannt.«
»Könnt ihr auch sein.« Sie räusperte sich. »Es geht um folgendes, was ich euch sagen muß. Ich bin vorhin bei Naomi gewesen. Ihr geht es wohl körperlich ganz gut. Aber… aber… da ist noch etwas anderes.«
»Und was?«
»Sie hat Angst.«
Ich ließ eine Pause vergehen. Zudem stellte Suko gerade den Wagen ab. »Angst«, murmelte ich.
»Wovor denn?«
»Das weiß sie selbst nicht genau, denke ich. Aber irgend etwas ist wohl passiert oder wird noch passieren. Ich habe mit ihr gesprochen. Da hat sie richtig gezittert.«
»Ist sie bedroht worden?«
»Nein, das nicht. Dann hätte sie mir etwas gesagt. Sie ist nur, na ja, sie fühlt sich schlecht. Da ist ein Druck, der sie nicht losläßt. Sie fürchtet sich vor dem Unheimlichen. Ich habe das genau gespürt, als ich mit ihr sprach.«
»Und weiter?«
»Nichts mehr. Sie konnte mir nichts erklären.« Carla verzog ihr Gesicht, so daß es einen gequälten Ausdruck bekam.
»Und geirrt hast du dich nicht?«
»Nein, bestimmt nicht.«

Ich strich durch mein Haar und hörte, daß Suko etwas vom Aussteigen murmelte.

Es war am besten, wenn wir uns mit Naomi selbst unterhielten, und das war im Wagen nicht möglich.

Carla ging vor. Mehrmals schaute sie sich dabei um, als wollte sie sich vergewissern, ob wir noch bei ihr waren. Ich hatte natürlich ihre Sorge bemerkt und lächelte. »Keine Panik, Carla, wir lassen dich schon nicht im Stich.«

»Das glaube ich auch.«

»Wissen deine Eltern denn Bescheid?«

»Worüber?«

»Über unseren Besuch.«

Vor der Tür blieb sie stehen. »Klar. Meine Mutter backt noch einige Pizzen mehr. Sie erwartet euch schon zum Abendessen.«

Ich mußte nach diesen Worten lächeln. Da hatte sie uns also wieder, die normale Welt. Wenn ich daran dachte, was wir hinter uns hatten, dann paßte das eigentlich nicht ins Bild. Ein Abendessen, Pizza, vielleicht ein Schluck Wein, ja, das gehörte zum Leben, das war die eine Seite, und die andere, die uns immer wieder betraf, schlug in die normale Welt eine Bresche.

Wir waren bereits gesehen worden. Silvio Frappi öffnete die Tür. Er lächelte breit und freute sich wirklich, daß wir seine Tochter begleitet hatten.

»Dann ist ja die Familie beisammen«, begrüßte er uns.

»Gehören wir schon dazu?«

»Beinahe.«

Ich mußte lachen, ging an ihm vorbei und war froh, daß der Tisch noch nicht gedeckt war. So konnten wir noch einige Worte mit Anna Frappi reden.

Wir sahen sie nicht, sie mußte sich in einem der anderen Räume aufhalten. Dafür hörten wir sie.

Anna Frappi schrie gellend!

***

Er war da, und er wollte töten!

Was Naomi in diesen fürchterlichen Augenblicken dachte, wollte ihr nicht in den Kopf. Es herrschte ein zu großes Durcheinander, und sie spürte auch wieder die gräßlichen Schmerzen, die ihren Schädel malträtierten.

Sie war vereist, das Grauen hatte sie stumm gemacht, und das Grauen stieg höher.

Er kam…

Es war eine fürchterliche Gestalt. Ein Skelett, braun, zerfressen mit einem dicken Umhang oder Mantel, der sein Knochengestell umwehte.

Naomi ließ ihre Blicke an der Gestalt entlanggleiten. Sie sah die lappigen Stücke des Mantels, und plötzlich wurde ihr bewußt, gegen was sie da schaute.

Das war Haut!

Menschliche Haut!

Angezogen von Körpern, dann zusammengebunden oder geklebt und zu einem Mantel verarbeitet.

Diese Tatsache allein lenkte sie von der schaurigen Waffe ab, die der Unheimliche trug. Eine altmodische, rostige Sense, oder war es eine Axt? Auf dem Rost schimmerten dunkle Flecken.

Blut!

Naomi hielt den Atem an. Sie lag im Bett, aber das war sie nicht. Diesen Schrecken konnte man nicht erleben, denn das mußte jemand sein, der nur so aussah wie sie.

Zur Hälfte hatte sich die Gestalt erhoben. Noch stützte sie sich mit einer Hand an den Bohlen ab, und in dieser Haltung blieb sie auch für eine Weile. Gerade lange genug, um den häßlichen Schädel zu drehen und sich umschauen zu können.

Sie drehte den Skelettkopf. Da er von einer Kapuze bedeckt wurde, sah Naomi nur das »Gesicht«.

Aber sie hörte während der Bewegung das leise Knirschen, als wären Knochen oder Knorpel dabei, allmählich zu Bruch zu gehen.

Aus der Tiefe des Kellers war das Grauen gestiegen.

Nicht mehr so langsam. Mit einem gewissen Schwung schaffte die Gestalt es, sich voll und ganz aus dem Bodenloch hervorzudrücken. Es stieg als Alptraum weiter und hielt dabei seinen Schädel so gedreht, daß die bösen Augen gegen die Liegende starrten.

Das Horror-Wesen stank!

Dieser widerliche Geruch raubte Naomi den Atem. Aus dem Leichenmantel stieg das Aroma des Todes hervor und raubte ihr den Atem.

Sie hielt die Luft an.

Ihr Herz klopfte noch schneller. Die Angst war wie eine Säure, die sich immer tiefer fraß. Sie umgab ihre Seele ebenso wie den Körper. Sie war wie eine Klammer, die sie nie mehr loslassen würde, und die junge Frau spürte die Übelkeit.

Sie stieg hoch, sie machte sie schwindlig. Gleichzeitig zuckten Schmerzen durch ihren Kopf, und sie hatte zudem das Gefühl, vor dem Grauen davonzufliegen. Sie mußte, sie wollte, sie…

Das Skelett hob die Arme. Es hielt den Griff der alten Sense jetzt gekippt, so daß die Sichel auf Naomi wies.

Naomi gelang es nicht, einen Schrei auszustoßen, es würde ihr doch niemand zu Hilfe eilen.

Die Gestalt im Leichenmantel drehte die Waffe. Wenn sie jetzt auf sie

zufuhr, dann würde sie ihr den Kopf abreißen.

Keine Chance für Naomi!

In diesem Moment wurde die Tür aufgestoßen. Nicht sehr heftig, eher verhalten, denn die Besucherin wollte die kranke Person nicht stören oder erschrecken.

Anna Frappi sah - und schrie!

***

Es war genau dieser Schrei, der uns alarmiert hatte. Im Gegensatz zu Silvio Frappi waren wir es gewohnt, auf diese plötzlichen Veränderungen zu reagieren. Schreie waren stets ein Alarmzeichen.

Während Silvio seine Tochter instinktiv an sich riß, starteten wir durch. Zum Glück kannten wir uns in diesem Haus aus, und auf dem Weg durch die engen Räume hörten wir die nächsten Schreie.

Obwohl die Zeit schnell verflog, kam sie mir sehr lang vor. Ich nannte so etwas Kaugummi-Sekunden, und während dieser Spanne malte ich mir die schrecklichsten Bilder aus.

Dann waren wir an Naomis Zimmer.

Wir fanden eine nicht ganz verschlossene Tür vor, rissen sie auf, und eine Frauengestalt taumelte uns entgegen.

Suko fing sie ab.

Ich drängte mich an den beiden vorbei, sah Naomi im Bett liegen, so bleich wie eine Leiche, und nahm gleichzeitig den widerlichen Geruch war, der mir wie eine Welle entgegenschwappte.

So stanken alte Leichen!

Der Gedanke an einen Ghoul zuckte mir durch den Kopf. In das Loch im Boden wäre ich beinahe hineingefallen. Es befand sich nicht weit vom Bett entfernt, und aus diesem Loch hörte ich dumpfe und auch schreckliche Geräusche.

Von dort mußte etwas gekommen sein, das Naomi und Anna in einen panikartigen Schreck versetzt hatte.

Ich tauchte hinein.

Es war riskant, in die Tiefe zu springen, und ich hoffte, daß ich gut aufkam.

Der Boden lag nicht sehr tief unter mir. Er war hart. Ich ging für einen Moment in die Hocke und hatte meinen Kopf bereits in die Richtung gedreht, wo die Dämmerung als viereckiger Ausschnitt in den Keller sickerte. Dort stand eine Tür offen.

Und aus diesem Loch war der oder die auch geflohen. Nur sah ich nichts mehr, die Zeit hatte dem Unbekannten gereicht. Wegen der niedrigen Kellerdecke mußte ich den Kopf einziehen, als ich auf den Ausgang zuhetzte. Ich sprang über eine Schaufel und eine Harke hinweg, stand endlich im Freien und ballte vor Wut die Hände zu Fäusten. Der Eindringling war verschwunden.

Er hatte es leicht gehabt, in der näheren Umgebung unterzutauchen. Nicht weit entfernt lief ein schmaler Weg entlang. Ihm folgte ein kurzer, aber steiler Abhang, der dort endete, wo ein Flußbett begann. Ein klarer Gebirgsbach schäumte hindurch, die Ufer waren mit Büschen bedeckt, und im Wasser lagen dicke Steine.

Kein Sonnenlicht erreichte den Bach. Tiefe Schatten hüllten das sprudelnde Wasser ein, und ich sah die Gestalt, die gebückt mit der Strömung weiterlief, umspült von den schaumigen Fluten. Der Flüchtling sah aus wie ein Mönch, zumindest trug er eine mönchsähnliche Kutte, die bei jeder Bewegung in die Höhe schwang und hinter ihm herwehte. Daß sie am Saum naß geworden war, störte ihn nicht, er rannte weiter und war Sekunden später meinen Blicken entschwunden, da er ein Gebiet erreicht hatte, wo der Bewuchs von beiden Ufern her aufeinander zulief und sich über dem Bach traf, so daß ein natürliches Dach gebildet werden konnte.

Ich spürte die Wut in mir hochsteigen und kam mir vor wie ein Verlierer. Es hatte keinen Sinn, die Verfolgung aufzunehmen. Nicht bei diesen Lichtverhältnissen und auch in einer Umgebung, die einem Flüchtling zahlreiche Verstecke bot.

Etwas war zurückgeblieben, das auch der frische Wind nicht so leicht vertreiben konnte.

Der feine Leichengeruch, der wie eine unsichtbare Fahne über dem Wasser und den Uferregionen schwebte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Weg zum Haus wieder zurückzugehen, diesmal allerdings nicht durch den Keller.

Ich nahm den normalen Eingang und hörte die Stimmen aus dem Hintergrund des Hauses, wo ich die Familie Frappi zusammen mit Suko in Naomis Zimmer versammelt sah.

Anna war dabei, Naomi etwas zu trinken zu geben. Sie trank und weinte dabei. Der Schock und der erlebte Schrecken mußten sich bei ihr einbetoniert haben.

Suko schaute mich fragend an.

Ich hob nur die Schultern.

»Entkommen?«

»Ja.«

»Aber du hast ihn gesehen?«

»Kaum.« Ich trat langsam näher. »Nur seinen Rücken, das heißt, seine Kleidung, und die schwang beim Laufen hin und her, als trüge er eine schwere Kutte.«

»Dann hat Naomi doch recht gehabt.«

»Wie meinst du das?«

»Sie hat von einem Mantel aus Haut gesprochen.« Suko schaute mich bedeutungsvoll an.

Ich wußte Bescheid.

Manchmal lief das Leben eben in Bahnen ab, die auch uns unbegreiflich waren.

Sosehr ich mich darüber ärgerte, daß mir das Wesen entkommen war, so froh war ich darüber, die Frappis und auch Naomi unverletzt zu sehen. Vor allen Dingen bei Naomi, denn sie hatte den größten Streß der Angst erlebt. Sie saß im Bett, schaute starr nach vorn und versuchte vergeblich, das Zittern ihrer Hände zu verbergen. Selbst Anna Frappi schaffte es nicht, sie zu beruhigen.

Naomi drehte den Kopf zur Seite und weinte. Das wiederum gefiel uns, es war eine normale und menschliche Regung. Wir konnten im Augenblick nicht viel mit ihr anfangen und mußten uns um die Spuren kümmern, die zurückgeblieben waren.

Da war erst einmal das Loch im Fußboden.

Eine starke Gewalt hatte die Bohlen aufbrechen lassen. Sie war aus dem Keller gedrungen, als hätte sie dort ein großes, feuchtes Grab verlassen.

Carla hatte sich in eine Zimmerecke zurückgezogen. Sie hockte dort auf einem Stuhl mit schmaler Sitzfläche. Die Hände hielt sie wie zum Gebet gefaltet und hatte sie in den Schoß gelegt. Einige Male nickte sie vor sich hin, als wollte sie ihre Überlegungen und Gedankengänge selbst noch einmal durch diese Geste bestätigen.

Ich holte mir einen zweite Stuhl und setzte mich dem Mädchen gegenüber. Dunkle Augen, in denen ich Furcht las, schauten mich an. Auch mein Lächeln konnte dieses Gefühl nicht aus den Augen vertreiben. »Deine Mutter ist gerade noch zur rechten Zeit gekommen und hat auch früh genug geschrieen. Es ist gutgegangen.«

»Ja, diesmal, John. Warum ist die Gestalt verschwunden? War sie nicht stark genug?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie kommt zurück.«

»Damit müssen wir rechnen.«

»Bestimmt noch in der Nacht.«

»Wir werden wachen«, beruhigte ich sie.

Naomi senkte den Blick. »Ich weiß es nicht. Ich weiß bald gar nichts mehr, aber du hast sie gesehen.«

»Flüchtig.«

»Sie stank, nicht?«

»Ja, das stimmt.«

Das Mädchen blickte auf seine Hände. »Weißt du noch, wie ich dir von dem Erfrorenen berichtet habe. Die alte Frau hat mir davon erzählt. Sie haben ihn ausgestoßen, er war ein Einsiedler, aber die Kälte trieb ihn damals zu den Menschen. Sie gaben ihm keine Wärme, keinen Schutz, keinen Mantel, um sich zu bedecken. Jetzt ist er zurückgekehrt und hat sich selbst einen Mantel gemacht.«

»Ich sah ihn.«
»Hat er denn so schrecklich gerochen, wie es meine Mutter behauptet hat?«
Ich nickte. Details wollte ich ihr nicht mitteilen, und sie fragte auch nicht danach.
»Er ist doch geflohen, nicht?«
»Ja.«
»Also hat er Angst vor dir gehabt.«
»Nicht unbedingt. Vielleicht habe ich nicht in seinen Plan hineingepaßt.«
»Das kann auch sein. Hast du denn einen Ahnung, wohin er geflohen sein könnte?«
»Nun, darüber habe ich nachgedacht. Eigentlich gibt es für ihn nur eine Möglichkeit.«
Mit ihrer Antwort bewies mir Carla, daß sie mitgedacht hatte. »Klar, er ist im Kloster verschwunden.«
»Das denke ich auch.«
Sie strich über ihr Haar. »Da wird sich niemand hintrauen. Dort kann er die Zeit abwarten und…«
»Irrtum, Mädchen, ich werde gehen.«
Carla erschrak zutiefst. »Du willst in das Kloster? Allein etwa? Willst du dich…?«
»Ich werde ihn stellen, auch allein, Carla, denn einer von uns beiden muß hier im Ort bleiben.«
»Bei uns?«
»Das ist am besten.«
»Suko ist auch stark - oder?«
»Das ist er, da kannst du ganz beruhigt sein. Wir beide sind schon seit Jahren beruflich zusammen. In dieser Zeit sind wir zu Freunden geworden, zu echten Freunden, wo sich der eine auf den anderen verlassen kann. Suko wird hier die Augen offenhalten, und ich kann dir versprechen, daß er so leicht nicht aufgibt, auch wenn mir der Unheimliche wieder entkommen sollte, um euch hier einen Besuch abzustatten. Ich glaube nicht, daß er zu den anderen Bewohnern geht, er hat es zunächst einmal auf Naomi abgesehen. Noch hat die Nacht nicht begonnen, er kann sich Zeit lassen.« Ich stand auf.
»Keine Sorge, Carla, es geht schon klar.«
Sie hielt mich an der Hand fest. »Weißt du, was komisch ist, John?«
»Nein, bis jetzt nicht.«
»Ich vertraue dir und deinem Freund. Ich glaube fest daran, daß ihr es schaffen werdet.«
»Das will ich doch hoffen«, erwiderte ich lächelnd.
Suko hatte mit spitzen Ohren zugehört und einiges von unserem Gespräch mitbekommen. »Du willst also noch einmal zurück in das

Kloster?« fragte er sicherheitshalber.
»Ja.«
»Das kann ins Auge gehen.«
Ich hob die Schultern. »Was ist heute schon ohne Risiko? Gerade bei uns, meine ich. Nur dort habe ich die Chance, ihn zu stellen. Wenn er tatsächlich ein Diener des Teufels ist, wird er das Kreuz verfluchen und wird auch eine entsprechende Furcht davor haben.«
»Das könnte stimmen.«
»Eben. Sollte ich ihn nicht im Kloster finden, weiß ich, wohin ich zurückkehren muß. Du bist so etwas wie ein Leibwächter für die Frappis und für Naomi natürlich.«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
Ich nickte Suko noch einmal zu und zog mich zurück. Die anderen merkten nichts davon.
Vor dem Haus saugte ich die klare Luft ein. Der. Himmel zeigte ein stählernes Blau. Erste Sterne schimmerten wie gelbweiße Splitter am Firmament. Sie umrahmten einen fast runden Mond. Auf den schmalen Wegen sah ich keine Menschen. Hätten nicht die Lichter in den Häusern gebrannt, so hätte dieser Ort ein Geisterdorf in den Bergen sein können. So aber lag es wie eine helle Insel mitten im Gebirge.
Ich stieg in den Frontera.
Von der Gestalt im Leichenmantel hatte ich nichts gesehen. Überhaupt wurde die Stille des allmählich vergehenden Abends nur vom Rauschen des Bergbachs unterbrochen.
Als ich den Motor anließ, kam mir das Geräusch vor wie das Brüllen eines Störenfrieds…

***

Ich kannte den Weg gut genug, das war auch wichtig, denn in der Dunkelheit waren die ebenfalls dunklen Mauern des Klosters kaum zu sehen. Sie schienen mit der felsigen Bergwelt verschmolzen zu sein, zudem gab es kein Licht hinter den Mauern.
Ich stellte den Frontera dort ab, wo der Wagen schon einmal gestanden hatte. Nach dem Aussteigen drückte ich die Tür leise zu. Jedes fremde Geräusch würde auch mich stören, und das wollte ich auf alle Fälle vermeiden.
Neben dem Auto blieb ich stehen und wartete. Ich wollte einen Eindruck von der Umgebung bekommen, obwohl nicht viel zu sehen war, weil die Schatten einfach zu tief lagen.
Selbst der Eingang zeichnete sich vom Mauerwerk nicht ab. Der Nachtwind rauschte gegen die Bäume. Er spielte mit dem Blätterwerk, was sich für mich anhörte, als sollte mein Weg vom Flüstern zahlreicher Geister begleitet werden.

Die Luft war klar und roch neutral. Kein Leichengestank belastete sie.

War er da? War er nicht da?

Es war ein Spiel mit dem Feuer, und ich konnte froh sein, Suko im Ort zu wissen.

Die Tür war nicht verschlossen. Ich zog sie nur so weit auf, um mich in das Innere schieben zu können, begleitet vom kalten Lichtfinger meiner Leuchte, der in die Finsternis hineinschnitt wie ein scharfes Messer. Er glitt über den Boden der Halle hinweg, er berührte zitternd die Wände, er strahlte auch an der Decke entlang, als ich die Hand in die Höhe drückte, aber er traf nicht den, auf den ich gewartet hatte.

Wie schon beim erstenmal hatte ich wieder den Eindruck, den Tod riechen zu können. Stärker als sonst. Ein Zeichen dafür, daß dieses Haus Besuch bekommen hatte?

Ich wußte es nicht und ging weiter. Meine Tritte klangen gedämpft. Ich sah nichts anderes als sonst.

Dennoch konnte ich mir vorstellen, daß sich etwas verändert hatte. Es war eben mein berühmtes Gefühl, das sich nicht wegdiskutieren ließ.

Dann sah ich das erste Opfer nicht einmal weit von der Kellertreppe entfernt. Es war der Körper einer Nonne, und er besaß keinen Fetzen Haut mehr. Der Anblick war so grauenhaft, daß der Lampenstrahl meiner hastigen Bewegung folgte und zur Seite zuckte.

Zumindest wußte ich jetzt, was mich erwartete, denn dieser Körper würde sicherlich nicht der einzige bleiben.

So war es dann auch.

Ich fand alle Namenlosen Nonnen, und sie waren eingehüllt in diesen fürchterlichen Gestank, der auch bei mir eine Übelkeit verursachte. Trotzdem ging ich weiter, und mein Weg führte mich hinab in den verfluchten Keller.

Dort lagen sie dann.

Ich zählte sie nicht, ich war nicht erschreckt darüber.

Suko und ich hatten die Gestalten in einer bestimmten Kellerwand gesehen. Für mich war diese Wand entscheidend. Sie stellte den Weg in eine andere Welt dar, und sie bedeutete gleichzeitig den Fluchtweg für den grausamen Mörder.

Vor dieser Wand blieb ich stehen.

Ich leuchtete sie zunächst an, wie ein Handwerker, der nachprüfen wollte, wo sich ein bestimmter Fehler befand.

Ich entdeckte ihn nicht, denn diese Wand präsentierte sich mir gegenüber als eine geschlossene Einheit.

Aber er war da.

Er mußte hier irgendwo lauern, seine Magie übertrug sich auf mein Kreuz, das in der Tasche steckte. Als ich mit den Fingern darüber hinwegstrich, spürte ich die leichte Wärme.

Ich zog die Hand wieder hervor und schaltete sofort die Lampe ein. Etwas hatte mich gestört. In der tiefen Finsternis des Kellergangs blieb ich stehen, als hätte mich die Schwärze festfrieren lassen. Es war beileibe kein gutes Gefühl, ich kam mir so verdammt einsam vor und hätte Platzangst bekommen können.

Meine Blicke tasteten die Wand ab. Dort hatte ich die Bewegung gesehen, da war etwas von einer Seite zur anderen gezuckt, wie ein sich schnell bewegender Schatten.

Ich hatte mich nicht geirrt, denn plötzlich war er wieder da. Er huschte auch von einer Seite zur anderen, diesmal aber nur bis zu einer bestimmten Stelle.

Dort blieb er.

Ich sah Umrisse. Die nahe Umgebung erhellte sich, so daß die Umrisse deutlicher hervortraten.

Wenig später sah ich ihn genauer.

Er hatte sich zurückgezogen und schaute mich an. Und um seinen Körper wehte der Mantel aus Menschenhaut…

***

Auch bei mir dauerte es einige Sekunden, bis ich mich an diesen Anblick gewöhnt hatte. Daß ich ihn so gut erkennen konnte, lag auch an der rötlichen Helligkeit, die die Gestalt umgab, als wäre sie aus einem erstarrten Feuer gestiegen.

Das Skelett bot einen schaurigen Anblick. Ich hatte schon öfter lebende Skelette gesehen, dieses aber setzte allem die Krone auf, allein deshalb, weil die Knochen nicht weiß schimmerten oder grau, wie ich es von Gestalten dieser Art gewohnt war, nein, das Skelett vor mir sah braun und schmutzig aus mit Augenhöhlen, die roten Laternen glichen, als wollten sie das Licht der Hölle transportieren.

Es war eine grauenhafte Gestalt, die nur Angst, Schrecken und Ekel abstrahlte.

Die Lampe ließ ich wieder verschwinden. Die Helligkeit des Bildes in der Wand reichte aus. Sie kam mir vor wie ein lebendes Gemälde oder wie ein Hologramm, denn die Wand öffnete sich mir dreidimensional, obwohl sie von einer anderen Dimension umfangen wurde. Sie war wie eine Insel in der Insel, und einer herrschte hier.

Daß er sich mir gezeigt hatte, konnte bedeuten, wie sehr ihm daran gelegen war, mit mir in Kontakt zu treten. Hier standen sich zwei Todfeinde gegenüber, das wußten wir, und keiner von uns würde auch nur einen Schritt zurückgehen.

Ich war der Kommende, der Suchende, und ich stellte auch meine erste Frage. »Wer bist du? Hast du einen Namen? Oder soll ich dich nur Diener des Teufels nennen?«

Natürlich war ich gespannt darauf, ob er reden konnte oder sich mit

mir auf eine andere Art und Weise in Verbindung setzen wollte. Er tat es auf die andere Art und Weise, und ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Er schrieb.

Es war sein rechter Arm, der sich bewegte. Aus dem Ärmelausschnitt schob sich die Hand hervor, die nicht mehr war als eine bräunlich schimmernde Klaue. Drei Finger und ein Daumen waren zur Faust geballt, der Zeigefinger stach vor, und ihn bewegte er innerhalb der Wand, als wollte er diese als Tafel benutzen.

Es entstanden tatsächlich flimmernde Buchstaben, und ich kam aus dem Staunen nicht heraus. In seine Welt oder in die Wand hinein schrieb er seinen Namen.

»Erasmus«, flüsterte ich.

Obwohl ich leise gesprochen hatte, war ich von ihm gehört worden, denn er nickte.

»Weiter!« forderte ich ihn auf.

Für einen Moment zögerte er, und ich überlegte mir bereits Fragen, die ich stellen konnte. Es war nicht nötig. Mir kam es vor, als wäre bei dieser Knochengestalt endlich ein Knoten geplatzt, als hätte er nur auf diesen einen Moment gewartet, sich mitzuteilen. Ich stand da und staunte, während er mir so etwas wie eine Lebensbeichte aufschrieb.

Ich konnte die Worte lesen, denn ich verstand die deutsche und auch die italienische Sprache. Er schrieb in einer Mischung aus beiden, so daß ich mir die Folgen daraus gut zusammenreimen konnte.

Ich erfuhr, daß er aus dem letzten Jahrhundert stammte. Er war als Einsiedler und Gelehrter in dieses abseits gelegene Hochtal gekommen, um sich in einem Kloster von der Welt zurückzuziehen. Er wollte ein Buch schreiben. Es war ein Buch über die Hölle. Erasmus hatte die Hölle studiert. Er hatte in alten Schriften geforscht, um anschließend seine eigene Meinung darüber schreiben zu können. Er war auf Asmodis gestoßen, aber auch auf Belphégor und auf Beelzebub. Er hatte von der Dreierbeziehung zwischen diesen Wesen geschrieben und sie auf den Nenner Luzifer gebracht.

Ich brauchte überhaupt keine Fragen zu stellen. Der Einsiedler bewegte Arm und Hand, schrieb sehr schnell, so daß selbst ich mit dem Lesen Mühe hatte.

Monate hatte er hinter den Klostermauern verbracht und so gut wie keinen Kontakt gehabt. Nur zu einer Frau, die ebenfalls in den Bergen lebte, hielt er Verbindung. Es mußte die Frau sein, von der auch das Mädchen Carla gesprochen hatte.

Dann war der Winter gekommen.

Und mit ihm die Kälte, aber der Einsiedler wollte diesen Ort nicht verlassen, weil er es geschafft hatte, den Kontakt mit der Hölle aufzunehmen. Er hatte nicht nur über sie geschrieben, der Teufel hatte

sich ihm offenbart, und Erasmus war seiner Faszination erlegen. Aber die Kälte machte ihn fertig. Er bat um Kleidung, erhielt jedoch keine. Die Dorfbewohner ignorierten ihn, sie fürchteten sich sogar, und als ihm die alte Frau dann ein Kleidungsstück bringen wollte, da war es zu spät gewesen. Da lag Erasmus bereits im Sterben, und er sprach von einem Leichenmantel, den er sich irgendwann einmal herstellen würde, um die Menschen im Ort zu töten. Dieses Gerede hatte die Frau noch mitbekommen. Es waren seine letzten Worte, bevor er starb.

Sie aber hatte sein Buch verbrannt und war aus dem Kloster geflohen. Ihn hatte sie liegenlassen, dabei nicht ahnend, daß er bereits den sehr intensiven Kontakt mit der Hölle gehabt hatte, und die Kräfte des Teufels nun auf seiner Seite standen.

Der Satan nahm ihn auf.

Er zog ihn hinein in seine Welt, er hatte sich ein Tor geschaffen und es anschließend wieder verschlossen.

So vergingen Jahrzehnte.

Doch die Hölle hatte Zeit. Sie und Erasmus warteten auf einen günstigen Augenblick.

Der deutete sich an, als die Namenlosen Nonnen das Kloster besetzten. Auch sie waren von ihrem Glauben abgefallen, tendierten jedoch in eine etwas andere Richtung, denn sie wollten den bösen Engeln einen nötigen Schutz gewähren.

Das geschah auch. Josephiel, der Abtrünnige, fand hinter den Klostermauern Schutz. Später auch seine beiden Kinder, und für den wartenden Erasmus war die Zeit gekommen, als es Josephiel und die Kinder nicht mehr gab. Da hatte er sich über seine Beute hergemacht. In einer Blutnacht hatte er alle Nonnen getötet und sie in seine Welt gezerrt. Er hatte sie dann wieder hinausgeworfen, als er sie nicht mehr brauchte, aber sein Mantel war fertig, und er war auch bereit, seinen alten Racheschwur zu erfüllen, auch an den Nachkommen derjenigen, die ihn damals hatten erfrieren lassen.

Ich wußte jetzt Bescheid.

Es war eine alte Geschichte, wie ich sie oft genug gehört und auch erlebt hatte. Aber sie war wieder sehr variantenreich gewesen, denn ein dämonisches Wesen, das sich mit mir als schreibendes Etwas in Verbindung setzte, hatte ich noch nicht erlebt.

Trotz des mich umgebenden Grauens war ich fasziniert und schaute auch zu, wie die Schrift allmählich verblaßte. Er hatte sich mir mitgeteilt, es gab nichts mehr zu erklären zwischen uns, sondern nur noch die Todfeindschaft.

Das bräunliche Skelett stand in der Wand. Noch immer lebte dieses Bild, und ich wollte es anfassen.

Die Finger meiner ausgestreckten Hand erreichten die Wand zwar,

aber sie fühlten nur den normalen harten und auch kalten Widerstand des Gemäuers. Für mich öffnete sich die neue oder andere Dimension leider nicht.

Das war ärgerlich, es machte mich aber nicht hilflos, denn ich war nicht ohne Waffen erschienen.

Die wichtigste Waffe, mein Kreuz, lag griffbereit in der rechten Jackentasche.

Ich holte es mit einem schnellen Griff hervor, war aber nicht schnell genug, denn urplötzlich fiel das Bild mit dem Skelett vor mir zusammen.

Schlagartig wurde es finster!

Ich stand da inmitten des üblen Geruchs und konnte erst wieder etwas sehen, als ich meine dünne Leuchte hervorgeholt und sie eingeschaltet hatte.

Aber kein Skelett befand sich in der Wand. Sie war kahl, leer und grau wie immer.

Wie ging es jetzt weiter? Was sollte ich tun? Ich dachte daran, mit welch einer Intensität und Inbrunst die Gestalt sich mir offenbart hatte. Sie existierte einzig und allein für ihre Rache. Der Leichenmantel hatte ihr die nötige Kraft gegeben, um Menschen töten zu können. Dieser Erasmus besaß eine mörderische Waffe. Ich hatte sie nicht übersehen.

Für ihn gab es nur eine Lösung.

Ab in den Ort, um dort ein Blutbad zu hinterlassen.

Bei diesem Gedanken kriegte ich Magenschmerzen.

Plötzlich hatte ich es sehr eilig.

***

Silvio Frappi hatte von draußen Bretter geholt, lange Nägel und einen entsprechenden Hammer.

Auch wenn die Schläge die Nachtruhe störten und jedes Echo durch den Kopf der kranken Naomi wie ein Blitzschlag huschte, er nagelte das Loch im Boden zu.

Auch die anderen befanden sich noch im Zimmer. Sie schwiegen, sie waren ruhig und trotzdem nervös. Immer wieder glitten ihre Blicke hin zum Fenster, doch hinter den Scheiben blieb es ruhig.

Des öfteren strich Anna Frappi eine Haarsträhne aus der Stirn. Ihr schweres Atmen unterbrach dabei die Stille, die nach Silvios Arbeit eingetreten war.

Naomi lag wie eine Leiche im Bett. Sie hielt die Augen fast geschlossen, die Hände waren zu Fäusten geballt. Halboffen stand ihr Mund. Manchmal zuckten die Wangen.

Suko fühlte sich fremd und eingeschlossen. Er dachte noch immer darüber nach, ob es eine gute Idee gewesen war, John gehen zu

lassen. Wie lange sein Freund verschwunden war, wußte er nicht.

Er hatte beim Abschied nicht auf die Uhr geschaut.

Träge krochen die Minuten dahin. Keiner wußte so recht, was er sagen sollte, aber in den Blicken der Frappis lag die nackte Furcht.

Eine unterbrach das Schweigen. Und zwar so plötzlich, daß sich die anderen erschreckten.

»Er kommt!«

Auch Suko schaute hoch, denn er hatte Naomi ebenfalls verstanden. Sie lag noch immer auf dem Rücken, aber nicht mehr so still. Ihre Hände bewegten sich schabend über die Bettdecke hinweg.

Der Mund zitterte, die Augen waren starr.

»Wer kommt?« fragte Silvio.

Sie schwieg.

»Bitte, Naomi, sag uns, wer kommt.«

Die junge Frau schaute zum Fenster.

Suko lief hin und zerrte es auf.

Kalte Luft traf ihn. Er hatte leider keinen so guten Ausblick, und zwischen den Bäumen war keine Bewegung zu erkennen.

Er hatte das Fenster noch offen, als er Silvio Frappis Frage hörte. »Ist es John Sinclair?«

Als Naomi antwortete, drehte sich Suko um. »Nein, nein…« Ihre Stimme zitterte. »Es ist nicht John Sinclair. Es ist ein anderer. Er war schon bei mir. Es ist das Böse, der Teufel, die Hölle.« In ihrer Panik brachte sie alles durcheinander.

Der Inspektor blieb am Fußende des Bettes stehen. »Wenn du ihn spürst, kannst du sagen, ob er schon nahe ist?« radebrechte er.

Sie nickte. »Sehr nahe, glaube ich…«

»Und John Sinclair.«

»Weiß ich nicht.«

Suko sah die Blicke der anderen auf sich gerichtet und wußte, daß er gefordert war. Anna Frappi sprach es auch aus. Sie fragte mit leiser Stimme »Was sollen wir jetzt tun? Was können wir tun?«

Ihr Mann hob die Schultern.

Carla, die Tochter, saß in der Ecke und zitterte leicht.

»Nichts«, antwortete Suko.

Das gefiel Silvio überhaupt nicht. Er holte tief Luft. »Sollen wir uns abschlachten lassen?«

»Das habe ich nicht gesagt. Sie bleiben auf jeden Fall zunächst hier zusammen.«

»Und Sie?«

»Ich schaue mich um.«

»Wo?«

»Keine Sorge, ich bleibe im oder am Haus. Aber verhalten sie sich bitte still.«

Die Frappis waren einverstanden und gaben dies auch durch ein Nicken bekannt.

Als Suko den Raum verlassen wollte, wurde er noch von Carla aufgehalten. Sie zupfte an seiner Jacke. Suko blieb stehen. Er sah die großen fragenden Augen auf sich gerichtet. »Glaubst du denn, daß John es geschafft hat?«

»Ich hoffe es.«

»Und wenn nicht?«

»Er hat es geschafft, keine Sorge.« Ob die Kleine damit beruhigt war, wußte Suko nicht. Er konnte sich auch nicht um sie kümmern, die Gestalt im Leichenmantel war wichtiger.

An der Tür drehte er sich noch einmal um und schaute auf die im Bett liegende Naomi.

Sie sprach nicht mehr, nur ihre Augen bewegten sich, und sie schaute in alle Richtungen, so gut es ihr möglich war. Selbst zur Decke warf sie einen Blick.

Suko verließ das Haus. In der Kühle vor der Tür blieb er stehen, den Blick hinein in die Nacht gerichtet, in der sich die Häuser scharf konturiert in der Klarheit des dunklen Blaus abzeichneten.

Auch die Berge grüßten wie gewaltige Wächter. Selbst sie schienen entrückt zu sein, um das Grauen nicht sehen zu müssen.

Es gab keine Straßenlaternen in Trivino. Wenn Licht auf die schmalen Wege leuchtete, dann drang er aus den Fenstern der kleinen Häuser, in die sich die Menschen zurückgezogen hatten.

Wahrscheinlich wußten alle, daß etwas passierte. Nur traute sich niemand aus seinem Haus hervor, aus Angst, einem mordenden Unhold in die Arme zu laufen.

War er da, war er nicht da? Hatte sich Naomi alles eingebildet, oder hatte es zwischen ihr und dem anderen tatsächlich so etwas wie einen Kontakt gegeben?

Suko erinnerte sich an den Besuch im Kloster. Dort hatten sie ihn gerochen, denn dieser Gestank nach alten Leichen war einfach nicht zu überriechen gewesen.

Und jetzt?

Nur die klare Nachtluft der Berge. Das Rauschen des Bachs, eine völlig normale Welt, in der nichts auf das anschleichende Grauen hinwies. Suko hatte auch die letzten Worte des Mädchens nicht vergessen, als nach John gefragt worden war.

Ja, auch er machte sich Sorgen um seinen Freund. Er kannte das Kloster und stufte es durchaus als eine Falle ein, in der sich das Böse eingenistet hatte.

Er wollte schon von der Haustür weggehen, als er aus dem Haus Stimmen hörte. Auch deshalb gut zu verstehen, weil Suko die Tür nicht hinter sich zugezogen hatte.

Er blieb stehen und drehte sich um.

Bevor Suko nachschauen konnte, wurde die Tür aufgezogen, und der Inspektor staunte nicht schlecht, als er Naomi vor sich sah. Ihr Verband leuchtete hell in der Dunkelheit. Sie sah aus wie jemand, der einen Turban trug.

»Was machen Sie denn hier?«

Silvio erschien. »Ich konnte sie nicht mehr halten. Sie wollte aus dem Bett, sie hat uns überrascht.«

Er legte seine Hände auf ihre Schulter und hielt sie fest.

Das gefiel Naomi überhaupt nicht. Mit einigen Drehbewegungen riß sie sich frei. Silvio wollte nachgreifen, doch Suko trat dazwischen. »Nein, laß sie in Ruhe.«

Frappi hob die Schulter. »Das können wir nicht verantworten. Wenn sie aufsteht und verschwindet, dann kann…«

»Nicht jetzt!«

Silvio Frappi hatte endlich verstanden und zog sich wieder zurück in das Haus. Er blieb aber nahe der offenen Tür stehen, um mitzubekommen, was passierte.

Neben Suko hielt sich Naomi auf. Sie bewegte etwas unkontrolliert ihre Arme, als wollte sie nach irgendwelchen Insekten fangen. Zudem sah sie nach links und rechts, als könnte aus dem schattigen Dunkel irgend jemand erscheinen.

»Du spürst ihn?« fragte Suko.

»Si…«

»Und wo?«

Naomi hob die Schultern. »Er… er… ist überall. Ich… ich… kann ihn riechen, ich kann ihn schmecken. Er will mich töten. Ich habe im Kloster gelebt, ich war gefangen, er will auch meine Haut, erst dann ist sein Mantel perfekt.«

Suko hatte genug verstanden, um antworten zu können. »Er wird sie nicht bekommen, das schwöre ich dir.«

»Er ist stark.«

»Hast du ihn schon gesehen?«

»Wo?«

»Im Kloster.«

»Nein, das habe ich nicht. Aber ich habe ihn gespürt. Seinen Einfluß mußte man spüren. Er war ganz anders als der von Josephiel. Er war so düster und schrecklich. Er drohte mit dem Tod. Das hat Josephiel mir gegenüber nie getan.«

Suko sah ein, daß es keinen Sinn hatte, wenn sie länger bei ihm stand. Sollte dieser Unhold tatsächlich hier erscheinen, brauchte er Bewegungsfreiheit, und deshalb drehte er die Frau um und schob sie wieder auf die Haustür zu.

»Bitte, Sie müssen bei den anderen warten…«

Naomi stemmte sich gegen den Druck. »Aber er ist hier!« Ihre Stimme klang auf einmal schrill.

»Wo denn?«

Suko hatte die Frage kaum ausgesprochen, da sah er den Schatten. Von oben her, vom Dach fiel er auf ihn zu…

***

Auch Naomi hatte ihn gesehen, und es trat genau das ein, was Suko hatte verhindern wollen. Die junge Frau behinderte ihn in seiner Aktion. Er mußte erst ihr einen Stoß geben, der sie in Richtung Tür katapultierte. Sie prallte dagegen, fiel mit der Tür in das Haus, und Suko schwang nach links herum, wobei er beide Arme in die Höhe riß. Er hatte gesehen, wie sich aus dem kompakten Schatten ein schmalerer gelöst hatte, die alte, verrostete, aber trotzdem tödliche Sense.

Sie jagte nach unten. Suko wich aus.

Er hörte sie pfeifen, dann hackte sie mit einem knirschenden Geräusch in die Haustür. Für einen Moment steckte sie dort fest, bevor sie das Skelett wieder hervorzerrte und sich dabei gedankenschnell drehte. Suko konnte in das Gesicht mit den rötlichen Augen schauen, er sah dieses schmutzigbraune Wesen, er nahm den Gestank des Mantels auf, und dieser widerliche Geruch raubte ihm den Atem.

Er wich zurück, weil er gewisse Sekunden brauchte, um an seine Waffe zu gelangen. Er wollte nicht nur den Stab einsetzen und das Skelett lähmen, für ihn war auch die Dämonenpeitsche ungemein wichtig. Sie würde ihn wahrscheinlich vernichten können.

Aber Erasmus war schneller.

Er hatte die Sense gedreht Jetzt rammte er das Ende des Griffs nach vorn.

Suko war nicht weit genug zurückgewichen. Etwas Hartes bohrte sich in seinen Magen und raubte ihm die Luft. Er kippte nach hinten, das Skelett hatte seine Waffe wieder gedreht und würde mit dem Halbkreis auf Sukos Hals zielen.

Der Inspektor ging weiter.

Schritt für Schritt, bis er ins Leere trat und dabei Glück im Unglück hatte.

Als der Knöcherne im Leichenmantel zuschlug, befand sich Suko bereits im Fall.

Er war nach hinten weggekippt und fiel in den schräg am Hang angelegten Vorgarten hinein.

Er landete zwischen den Blumen und den kleinen Kräuterbeeten, rutschte auf dem Rücken weiter, scheuerte über kleine Steine hinweg, schlug um sich und überrollte sich auch.

Irgendwann blieb er liegen. Auf dem Bauch war er zur Ruhe

gekommen und stemmte seinen Kopf hoch.

Das braune Skelett stand über ihm. Allerdings nicht in seiner Nähe, sondern am Rand des Vorgartens. Die Sense hatte es angehoben. Es machte den Eindruck, als wäre es dabei, noch zu überlegen, ob es die Verfolgung aufnehmen sollte oder nicht.

Das tat es nicht.

Er drehte sich um.

Der Hauseingang lag nur wenige Schritte entfernt, und dort wartete die Beute…

***

Naomi war in den schmalen Flur hineingetaumelt und von Silvio festgehalten worden, sonst wäre sie gefallen. Sie preßte sich gegen ihn, ihr Gesicht sah aus wie eine dicke, bläuliche und starre Maske. Sie wollte etwas sagen, aber der Schreck hatte sie einfach stumm werden lassen.

Frappi hatte nicht genau mitbekommen, was da draußen geschehen war, aber er wußte, daß sie sich nicht mehr verstecken konnten. Das Skelett hatte sie gefunden.

Er rief nach seiner Frau.

Anna erschien zitternd, zusammen mit Carla. Beide ahnten das Schreckliche, bekamen es von Silvio bestätigt. »Er ist da, verflucht. Er hat uns gefunden.«

Für einen Moment fror alles ein.

»Und jetzt?« keuchte Anna.

»Wir kommen nicht mehr weg.«

»Was ist mit Suko?«

»Er kämpft draußen.«

»Und wir?«

»Zurück ins Haus.«

»Wohin denn?«

»Da, wo ich meinen Hammer hingelegt habe.«

»Das ist in der Küche!« rief Carla.

»Dann los!«

Die Küche war der größte Raum. Zwei Fenster lagen nebeneinander. Keiner traute sich, durch die Scheiben zu schauen. Silvio, der selbst Angst hatte, wuchs über sich hinaus. Er hatte Naomi auf einen Stuhl gedrückt, packte den Tisch und schob ihn so dicht an die Tür heran, daß er, wenn die Tür aufgestoßen wurde, sie sperrte und es einem Eindringling schwer machte, den Raum zu betreten.

Dann griff er nach dem Hammer. Keiner wagte es auch nur ein Wort zu sprechen. Die Menschen waren zu erregt. Sie kannten sich nicht aus, sie kamen mit dem für sie nicht erklärbaren Grauen einfach nicht zurecht.

Warten…
Darauf hoffend, daß Suko es schaffte.
Sie hörten auch Geräusche von draußen, und Silvio wagte es, aus dem Fenster zu schauen.
Sofort zog er sich wieder zurück, bleich im Gesicht, denn er hatte die Gestalt im Vorgarten liegen sehen, und es war nicht das lebende Skelett gewesen.
Natürlich hatten Anna und Carla seine Veränderung bemerkt, und Anna fragte: »Was ist los?«
Er schüttelte den Kopf.
»Du willst es nicht sagen, wie? Du willst nicht sagen, daß wir…«
Naomi sprach. »Er kommt!«
Ihren beiden Worten folgte eine bedrückende Stille. Nicht lange, denn schon hörten sie aus dem Flur die Geräusche. Es waren schwere, schleifende Tritte, die sich der Tür näherten. Dieser Unhold wußte genau, wo sie sich aufhielten.
Dann war er an der Tür. Die Geräusche verstummten. Er drückte von außen gegen das Holz.
Noch hielt der Tisch.
Ein zweiter Versuch, diesmal kraftvoller. Der Tisch bewegte sich schabend in den Raum hinein.
»Los doch!« Silvio sprang auf ihn zu und stemmte sich gegen die Kante. Auch Frau und Tochter halfen mit. Sie wollten, sie mußten die Bestie aufhalten, die sonst in der Küche ein Blutbad anrichten würde. Aber die Kraft des mörderischen Skeletts war nicht mit menschlichen Maßstäben zumessen. Sie war wesentlich größer. Sosehr sich die Familie auch bemühte, der Tisch wurde ihnen entgegengeschoben, und mit jedem Zentimeter öffnete sich die Tür weiter.
Er kam!
Ein gewaltiger Ruck noch, der Tisch polterte zur Seite. Der Eindringling brachte den Tod. Sein aus Menschenhaut bestehender Mantel umwehte ihn wie eine Glocke. Die gelbe Lampe unter der Decke sandte ihr Licht aus und strich auch über die Gestalt hinweg, die aussah, als würden Flammen an ihr kratzen. Der Leichengestank war unerträglich.
Silvio Frappi hielt es nicht mehr länger aus. Ein Wutschwall überfiel ihn wie eine Welle.
Er machte sich durch einen gellenden Schrei selbst Mut und wuchtete seinen Körper auf das Skelett zu. Noch während des Sprungs hob er die rechte Hand mit dem Hammer an, um das Werkzeug mit aller Kraft auf den Schädel niedersausen zu lassen.
An die Sense dachte er dabei nicht mehr…
Er schlug zu.
Der Hammer traf nicht die von einer Kapuze verdeckte Schädeldecke,

er schmetterte in das bräunliche Gesicht, wo er die alten Knochen an der rechten Seite dicht unter dem Auge eindrückte. Das Splittern hörte jeder im Raum, aber dieser Treffer hielt den unheimlichen Eindringling nicht auf. Er machte ihm nichts aus, und die Sense befand sich plötzlich auf dem Weg nach unten.

Silvio Frappi sah die Waffe nicht. Er hatte sich zu stark auf seinen zweiten Hieb konzentriert, aber er spürte die Folgen und hörte die Schreie von Mutter und Tochter.

Mit einer beinahe lässigen Bewegung hatte sie das Skelett nach unten geschlagen, einen leichten Bogen dabei angesetzt, und kann kratzte die Spitze über den Rücken des Mannes. Sie durchdrang die Kleidung, als wäre sie gar nicht vorhanden. Danach spürte der Mann einen brennenden Schmerz, er taumelte zurück und dachte nicht mehr an einen Kampf gegen die schaurige Gestalt. Er prallte gegen den Holzschrank. Der Hammer war ihm längst aus der Hand gefallen, und durch den Aufprall gerieten hinter der Glasscheibe des Schranks die Tassen und Teller in Schwingungen. Ihr Klappern begleitete den Fall des verletzten Mannes.

Mit einem Tritt schaffte das Skelett den Tisch endgültig aus dem Weg. Jetzt war die Bahn frei.

Es ging in das Zimmer hinein.

Drei Frauen wußten nicht mehr, was sie noch tun sollten. Wo selbst ein kräftiger Mann wie Silvio versagte, waren ihre Chancen ebenfalls auf Null gesunken.

Sie saßen nicht zusammen, aber auch nicht weit entfernt. Erasmus konnte sie mit einem Schlag erwischen.

Er bewegte seinen Kopf. Die Kapuze saß auf dem blanken Schädel wie festgeklebt. Sie rutschte nicht ab. Die rechte Gesichtshälfte war zertrümmert, dennoch existierte der Unhold.

Er hob die Sense an.

Diese Zeitspanne wurde zu einer langen, tödlichen Sekunde, in der die Frauen nicht mehr in der Lage waren, auch nur einen Ton von sich zu geben, geschweige denn, sich zu wehren.

Aber es gab noch einen anderen.

Naomi, Anna und Carla waren so stark auf sich selbst und auch auf das Skelett konzentriert gewesen, daß sie die Schritte im schmalen Flur überhört hatten.

Plötzlich stand er in der offenen Tür.

Ein Mann, der durch den Vorgarten gerutscht war und deshalb ziemlich verdreckt aussah.

Der aber trotzdem die drei Riemen seiner Dämonenpeitsche ausgefahren hatte und schneller damit zuschlug als das Monstrum mit seiner tödlichen Sense…

***

Die Riemen trafen!
Sie klatschten gegen die Gestalt, sie umwickelten den Mantel, und Suko zog die Peitsche zurück.
Das Skelett schwankte.
Suko löste die Peitsche. Er holte wieder aus und erwischte den Unhold mit dem zweiten Schlag, als sich der untote Einsiedler mitten in der Drehung befand.
Wieder traf es den Mantel.
Und plötzlich war alles anders. Das Skelett ließ die Sense fallen. Die Haut, aus dem der Mantel bestand, sonderte Rauch ab, der dunkel war und widerlich stank.
Suko huschte zur Seite. Er hatte die Tür so weit wie möglich aufgerissen und hämmerte seine flache Hand in den Rücken der Gestalt, die über die Schwelle in den Flur hineintaumelte, umhüllt von Rauch, aber auch von ersten Flammen, die aus der Haut hervorkrochen und sich blitzartig verteilten.
Als feuriges Wesen torkelte der Einsiedler ins Freie. Er hatte die Arme hochgerissen, als wollte er mit seinen ausgestreckten Händen in den Himmel greifen, aber da war niemand, der ihm noch hätte helfen können. Nur eine zweite Person erschien am Rand der Flammen und drückte sich an dem brennenden Wesen vorbei.
Es war John Sinclair!

***

Ich brauchte nicht zweimal hinzuschauen, um zu wissen, daß ich es diesmal nicht geschafft hätte.
Ich wäre wirklich um die berühmte Minute zu spät gekommen, aber Suko hatte auch in meinem Sinne gehandelt. Er hatte mich gesehen und mir beruhigt zugewinkt. So konnten wir beide zuschauen, was mit dieser Gestalt geschah.
Sie blieb nicht auf dem Weg und taumelte als Fackel in den Vorgarten hinein, wo sich das Gelände nach unten hin neigte und Erasmus das Gleichgewicht verlor.
Er blieb flach liegen.
Das Feuer huschte über ihn hinweg. Es war so stark, daß es die Haut verbrannte, und die grauschwarzen stinkenden Wolken zogen durch den Garten wie hervorgelöste Geister.
Es blieb nicht allein bei der Haut. Die Knochen zerliefen wie Sirup und versickerten in der Erde.
Letzte Flammen noch huschten über die Reste hinweg, dann gab es diese alte Gestalt nicht mehr.
Auch ein Mantel aus Menschenhaut hatte dem Einsiedler letztendlich nichts genutzt.
»Was ist mit den Frappis?« fragte ich Suko.

»Sie leben.«

»Und Naomi?«

Er lächelte. »Ebenfalls.«

Da erst fiel mir der große Stein vom Herzen…

***

Sie alle waren mit dem Schrecken davongekommen. Zum Glück, denn wir hatten schon anderes erlebt, wo das Böse über die Menschen gesiegt und sie getötet hatte.

Nur Silvio Frappi, der sich heldenhaft gegen den Eindringling gestemmt hatte, ging es schlecht. Er blutete am Rücken. Die Spitze der Sense hatte eine Diagonale in die Kleidung und in die Haut hineingeschnitten.

Suko und ich trugen den Mann ins Schlafzimmer, wo wir ihn bäuchlings aufs Bett legten. Um die Wunde wollte sich Anna kümmern. Sie war schon dabei, heißes Wasser zu holen.

In der Küche warteten Naomi und Carla. Beide hielten sich an den Händen fest.

»Jetzt ist alles vorbei?« fragten sie wie aus einem Mund.

»Ja, es ist gelaufen.«

»Und die Polizei…?«

Ich lächelte. »Brauchen wir sie? Vermißt jemand die Nonnen?«

»Nein«, meinte Suko.

Auch ich war einverstanden. Es war besser, wenn wir keine schlafende Hunde weckten. Suko und ich würden klammheimlich verschwinden, in dem Bewußtsein hier echte Freunde unter den Dorfbewohnern gefunden zu haben.

So romantisch es hier oben auch sein mochte, London wartete auf uns…

ENDE